

Engelhorns allgemeine

Roman-Bibliothek.



Gräfin Polly.

Von

Palle Rosenkrantz.



Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Islandfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Juska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
26. Jahrgang. • Band 19.

Gräfin Polly.

Roman von

Baron Palle Rosenkrantz.

Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen
von Fr. Bernh. Müller.

Stuttgart 1910.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Einleitung.

I.

„Also in einer Amtssache sind Euer Gnaden zu mir gekommen?"

Gräfin Polly nickte ernsthaft.

„Ja — Sie, als den Amtsrichter von Edelsburg möchte ich sprechen. Nur den! — Lieber Skram, es paßt wirklich vorzüglich, daß gerade Sie hier Amtsrichter sind. Mit dem alten Madsen in dieser Sache zu reden, wäre mir ganz unmöglich. Einfach unmöglich! — Sie dagegen, lieber Skram, sind mein Freund, nicht wahr? — Mein getreuer Freund! — — Also, um es kurz herauszusagen: Henrik und ich haben uns entschlossen, von nun an jeder seinen eigenen Weg zu gehen. So lautet wohl der richtige Ausdruck dafür."

Gräfin Polly Eisenbart war von Geburt Amerikanerin, und Amtsrichter Skram sagte sich im stillen, daß der fremde Akzent alles Konventionelle ihrer Worte aufhebe.

Skram war nur infolge einer Amtsvakanz — in Vertretung — zum Richter des Edelsburger Bezirks ernannt worden. Er, der jetzt achtunddreißig Jahre zählte, amtierte eigentlich als Assistent beim Justizministerium, doch als Sohn eines Departementchefs konnte er unbedingt auf eine gute Karriere rechnen.

Von der Gräfin Polly war er sehr eingenommen, was allerdings alle Männer waren — aber außerdem spielte er wunderbar schön Cello, und die Gräfin schwärmte für Musik.

Daher rührte die Freundschaft beider, die jetzt schon einen Winter, einen Frühling und einen halben Som-

mer hindurch gewährt hatte. Es kam noch hinzu, daß die Amtsrichterwohnung mit ihrem großen, schattigen Garten dem Schloß gerade gegenüberlag und von ihm nur durch den breiten gelbgrünen Schloßgraben getrennt war.

Über diesen war Gräfin Polly soeben in ihrem kleinen, weißen Boot gerudert. Sie wollte ja nur in einer Amtssache mit dem Richter sprechen, denn sie und Henrik Eisenbart hatten, wie gesagt, sich entschlossen, jeder seinen eigenen Weg zu gehen. Ihm sollte die Grafschaft Edelsburg nebst allen zugehörigen Gütern, Wäldern, Kirchen und Zehnten — und ihr — nun ihr sollte sie selbst gehören, weiter nichts!

Und doch schien es Skram, als habe der Graf das geringere Teil erhalten.

La belle dame sans merci nannten die Nachbarn Gräfin Polly, und unter dieser Bezeichnung war sie auch von einem der ersten Künstler des Landes gemalt worden. Eine Florentinerin, die aller Hoffnungen erweckte, aber nichts versprach und daher auch keine Versprechen zu halten brauchte. Eine Florentinerin, eine jener Renaissance-Frauen, die im heutigen Amerika wiedergeboren sind. Ihr Haar war bräunlich, doch wenn die Sonne darin spielte, von goldigem Glanz. Sie trug es gescheitelt und in schweren Locken geordnet, die ihr feines, ovales Gesicht umrahmten. Ihre Augen hatten eine Farbe, die niemand recht ergründen konnte, und ihr feingezeichneter Mund war bald schwellend, bald fast grausam fest geschlossen. Immer trug sie, ohne auf die Mode Rücksicht zu nehmen, eine ausgeschnittene Taille, die den schlanken, weißen Hals freiließ. Ihre Hände glichen denen der Monna Lisa, die niemand vergißt, und ihre mittelhohe Gestalt war recht üppig — eigentlich zu schwellend für das ovale Gesicht und den schlanken Hals.

La belle dame sans merci!

Fremd war sie allen Leuten dieser Gegend gewesen, als sie mit achtzehn Jahren ihren Einzug auf der Edels-

burg gehalten hatte, und fremd war sie ihnen noch heute, da sie dem Amtsrichter Skram mit ihrem eigenartigen, stillen Lächeln anvertraute, daß sie und Graf Henrik beschlossen hätten, jedes seinen eigenen Weg zu gehen.

Skram wunderte sich nicht darüber. Er fragte bloß: „Und Ivar?“

„Ivar?“ wiederholte die Gräfin. „Der ist heute in sein Kollegium gereist — nach Herlufsholm. Dort mag er bleiben, bis er Student geworden ist. Er ist jetzt ein großer Junge von elf Jahren — und wissen Sie, Skram, es ist Henriks Junge, nicht meiner. Henrik nahm mich nur, um eine Mutter für seinen Jungen zu haben, noch ehe dieser geboren war. Der Stammhalter — das war meine erste Pflicht, und die habe ich erfüllt. Ich habe dem Jungen selbst die Brust gegeben und gut auf ihn geachtet, so lange er klein war, denn wir Amerikanerinnen können auch gute Mütter sein. Aber jetzt ist Ivar nur der Stammhalter — Henriks Junge. Und das mag er meinetwegen auch bleiben. — Er kümmert sich auch gar nicht um seine Mutter. Und Sie wissen ja, ich mache mir auch nicht viel aus Kindern.“

Das wußte Skram.

„Ich bin jetzt dreißig Jahre alt,“ fuhr die Gräfin fort und lächelte dabei etwas müde, — „dreißig Jahre, das heißt, ich habe keine Zeit zu verlieren. Denn ich will leben — wirklich leben. Henrik hat mir meine Freiheit gegeben, und nun komme ich zu Ihnen. Sie haben ja mit allen meinen Sachen zu tun gehabt — wenn mir die Dienstboten weggelaufen oder wenn meine Hunde über die Grenze gegangen waren.“

Skram nickte.

„Ich werde eine sogenannte weltliche Vermittlung vornehmen und —“

Die Gräfin unterbrach ihn: „Und ein Gesuch oder, wie es heißt, an den Minister schreiben. Der Minister ist mein Freund, er schlägt mir keinen Wunsch ab.

Und Sie, lieber Skram — Sie tun ja wohl auch alles, worum ich Sie bitte."

Skram lächelte.

„Ich werde die Vermittlung mit aller amtsmäßigen Energie vornehmen."

„Das ist gar nicht einmal nötig. Henrik und ich sind ja einig. Wäre ich älter, dann würde ich vielleicht bleiben. Hier ist es ja schön, und die Menschen sind gut. Auch habe ich mich an dies Land gewöhnt und liebe die Edelsburg. Aber das Leben ruft, Skram — um mein Leben laß ich mich nicht betrügen. Bis jetzt habe ich nicht einen einzigen Tag wirklich gelebt — es hat keinen Tag für mich gegeben, an dem ich ein richtiger Mensch sein durfte, keinen einzigen! — — — Doch das habe ich Ihnen gewiß schon hundertmal erzählt."

„Und ich bin —"

Die Gräfin ergriff Skrams Hand und drückte sie leicht.

„Sie, lieber Skram, sind verliebt in mich gewesen, als der nette, wohlerzogene Jurist, der Sie sind. Ohne Sie wäre ich gestorben im letzten Winter, als Onkel Julius' Tod uns zwang, uns hier niederzulassen. Ich bin Ihnen herzlich dankbar, lieber Skram. Ihre Verliebtheit hat mich recht erwärmt. Ja, das hat sie wirklich, ich wäre sonst gestorben vor Kälte. Sie sehen, Sie haben auf zweifache Art mein Leben gerettet. Nun sollen Sie mich noch einmal retten."

Die Hand der Gräfin lag in der seinen; er führte sie an seine Lippen.

Sie lachte.

„Armer Skram, Sie sind wirklich verliebt. Zürnen Sie nicht, daß ich es sage, aber verliebt in mich sind alle. Auch Henrik — der arme Henrik! Es hilft ja alles nichts — kein bißchen."

„La belle dame sans merci," sagte Skram, dem jetzt wirklich warm geworden war.

Die Gräfin ließ wieder ihr kurzes, klingendes Lachen hören.

„Ich werde Ihr Cello sehr vermissen," sagte sie dann. „Aber wissen Sie, Skram, zu Ihrem eigenen Nutzen will ich Ihnen sagen, daß Sie noch ein andres Instrument erlernen müssen, wenn Sie Ihr Dasein nicht als Hagestolz beschließen wollen. Könnten Sie ebenso schön, wie Sie Cello spielen, auch Violine spielen, dann, glaube ich, hätte ich mich wirklich in Sie verliebt. Tolstoj redet von der gefährlichen Violine — und Tolstoj hat recht. Denn als Duett für Klavier und Cello konnte selbst die Kreuzersonate nicht gefährlich werden. Nicht wahr, Skram?"

Und die Gräfin lachte wieder — leise, mit etwas neckendem Beiklang.

„Doch nun genug der Dummheiten. Der Ernst tritt wieder in sein Recht, und Sie sind wieder der steife Amtsrichter, der die Diebs- und Mordgesellen verhört, wenn es solche Leute in diesem sittsamen Lande gibt. Henrik und ich wollen, wie gesagt, geschieden werden, und Sie sind derjenige, der dafür sorgen soll. So will auch Henrik es haben."

„Werden Sie dann verreisen, Gräfin?"

„Verreisen? — Ja, gewiß. Nach Paris."

„Allein?"

Die Gräfin zog die Brauen zusammen. „Ich will Sie darauf aufmerksam machen, daß dieses hier eine Vertrauenssache ist, aber Sie müssen mich nicht fragen, was ich in Zukunft zu tun gedenke; denn das sage ich nicht. Und so viel wissen Sie schon von mir, Skram, daß wenn ich etwas nicht sagen will, ich es auch nie und nimmer sage, selbst wenn man mich auf ein glühendes Eisen legte."

Das wußte Skram — Gräfin Polly war stärker als alle Menschen, die er getroffen hatte — einen vielleicht ausgenommen: Helmut Viffert.

Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf.

„Reist Helmut Viffert mit nach Paris?"

Die Gräfin erhob sich hastig.

„Sagen Sie das noch einmal, und ich reise auf

der Stelle nach Kopenhagen und lasse alles von dem alten, pedantischen Advokaten ordnen. Über meine Vergangenheit wissen Sie nichts, Skram, die Gegenwart kennen Sie — meine Zukunft aber gehört mir, mir allein!"

„Vergebung," sagte Skram. Er begriff, daß das, was sie sagte, ihr ernst war. „Ich muß nur noch der Form wegen wissen, warum Sie von Ihrem Manne getrennt zu werden wünschen. Es ist nur eine Formsache."

Gräfin Polly lächelte. „Das Ganze war ja nur eine Formsache — meine Heirat mit Henrik selbst. Ich wollte gern Gräfin sein, und wenn der Name Eisenbart auch wunderlich klingt, so ist er doch alt und angesehen. Die Edelsburg ist auch alt und angesehen. Freilich — hätte ich gewußt, wie entsetzlich sie aussah, ehe ich Henrik veranlassen konnte, sie umzubauen, so glaube ich kaum, daß ich ihn genommen hätte. Aber ich war damals krank an jenem . . . jenem . . . nun, Sie kennen es nicht . . . und so nahm ich Henrik schließlich. Es war alles nur eine Formsache. — Henrik ist stets unendlich gut gegen mich gewesen, viel zu gut. Und doch kann es nicht helfen. Schließlich ist der Stammhalter auch das Wichtigste für ihn, und da Henrik erst sechsunddreißig Jahre alt ist, so kann er sich ja noch einmal verheiraten."

„Ihr Herr Gemahl liebt Sie doch aber, Gräfin," sagte Skram ernst. „Und das wissen Sie recht gut."

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Das tun Sie ja auch, Skram, das tun ja alle zusammen — haben es immer getan. Nur ich — ich selbst habe noch nie — —" Sie errötete leicht und schwieg.

Skram wagte nicht, etwas zu sagen. — — —

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, und ein Sekretär trat ein; er war aus dem Bureau des Richters gekommen, das dem Gartenzimmer gegenüberlag.

„Herr Kammerjunker Viffert möchte um eine Unterredung bitten," bestellte er.

„Ersuchen Sie ihn, noch einen Augenblick zu warten.“

„Aber sagen Sie ihm nicht, daß ich hier bin, Holm,“ fiel die Gräfin ein.

Sekretär Holm verbeugte sich tief und verließ das Zimmer.

„Nun geh' ich, Skram, denselben Weg, den ich gekommen bin — über den See. Versprechen Sie mir, Helmut kein Wort von dem zu sagen, was ich mit Ihnen geredet habe, und erzählen Sie mir alles, was er Ihnen sagt. Sie kommen doch heute zu uns zum Abendessen, nicht wahr? Nun gut, es wird eine Art Abschiedsschmaus sein, denn ich reise ja bald. Mit dem Pfarrer habe ich schon gesprochen; der alte Faselhans sagte nichts dazu, und die weltliche Vermittlung können wir gut nach dem Kaffee vornehmen! Ich bin sehr ausgelassen, nicht wahr? Ja, das rührt daher, daß jetzt alles vorbei ist — vorbei!“

Und damit reichte Gräfin Polly dem Richter die Hand, die Skram zweimal küßte.

Das war sein Recht.

Dann schritt sie leichtfüßig über den Rasen zu den hängenden Weiden hinab, wo ihr Boot lag.

Sie löste es los und ruderte zum Schloß hinüber, das sich im gelbgrünen Wasser widerspiegelte.

Skram hörte, wie sie beim Rudern sang. Es schien ihm die Jubelarie aus dem Faust zu sein. — —

II.

Es dauerte einige Zeit, bis das Boot der Gräfin aus dem kleinen Kanal in den breiten Teich, der vor dem Schlosse lag, geglitten war und hinter den hängenden Weiden verschwand.

Skram stand, ans Fensterkreuz gelehnt, und starrte zur Edelsburg hinüber.

Also wirklich Scheidung! Nun hatte Graf Henrik seine Zustimmung gegeben, und nun war es vorbei —

vorbei! Auch für Skram. Nun zog sie hinaus in die große, weite Welt, und er — er konnte in die Hauptstadt zurückkehren, in seine Kanzlei und zu den gelben Konzeptbogen — den ihm so unsäglich gleichgültigen Akten.

Die Edelsburg war ein Traum, und der Traum war nun zu Ende.

Warum geschah es eigentlich gerade jetzt? Sie erlaubte ihm nicht, danach zu fragen, und er wußte nichts von all den Dingen. Nur für sie hatte er Augen gehabt — um die andern sich nie gekümmert.

Der Kammerjunker Viffert wartete draußen? — Nun, mochte er noch länger warten.

Sollte es am Ende Viffert sein, um dessen willen die Gräfin . . . aber nein, das war ja unmöglich — Solch ein halbergrauter Cyniker! Warum sollte es dann auch gerade jetzt geschehen? Die Leute erzählten sich doch, daß seine Bekanntschaft mit ihr älter sei als ihre Ehe. Und dann konnte sie unmöglich . . . nein, es war unmöglich.

Oder war es vielleicht der junge Viffert, der Neffe des Kammerjunkers, der kürzlich den Waldhof gepachtet hatte? Der war freilich jung und ein schöner Mann, aber immerhin recht unbedeutend, zum Schweigen geneigt, ein richtiger Landjunker. Die beiden sprachen auch niemals miteinander. Sigismund Viffert konnte gewiß überhaupt nicht reden; er war wie befangen und von der schönen Schloßfrau geblendet. Das waren sie allerdings alle, auch Graf Henrik, der sie dennoch freigab — sie ziehen ließ, wohin sie wollte.

Dort lag die Edelsburg, vom Sonnenlicht überflutet — die Edelsburg mit den schweren roten Mauern und dem grünen Kupferdach, das lehensgräfliche Schloß. Dort war ihr Hof, an dem sich der ganze Bezirk versammelte und ihr wie einer ungekrönten Königin huldigte — ihr, der ehemaligen Miß Bradlaugh, einer jungen amerikanischen Schönheit, über deren Geschichte man tuschelte, ohne sie zu kennen — der Gräfin auf

der Edelsburg, die alles Gerede in den Winkel drängte und überall an der Spitze stand — der Königin, die freiwillig ihr Szepter niederlegen wollte, um ihr Leben wirklich leben zu können. —

Die grünen, hängenden Weiden umgaben wie ein Rahmen die roten Mauern des Schlosses, die sich im gelbgrünen Schloßgraben goldfarbig widerspiegelten.

Nach der Sage soll die Burg von der schönen Jungfrau Edel Eisenbart, der Maitresse des Königs Hans, erbaut worden sein. Edel Eisenbart war die Jungfer der Königin Christina, bis sie Herrn Torbe Bille heiratete, der durch sie ein großer Mann wurde. Herr Torbe Bille war sehr duldsam und mochte die Huld seines Königs nicht entbehren. Daher war König Hans oft sein und Frau Edels Gast auf Vordingborg. Wie die Sage berichtet, stand König Hans, als Frau Edel auf dem Siechenbett lag, an ihrer Seite, und als sie mit ihm von ihren Gewissensqualen sprach, sagte der König: „Edel warst du im Leben, und edel bist du auch im Tod."

Wie die Sage meldet, hat Frau Edel die Edelsburg aus den Einnahmen der Güter gebaut, die sie vom König zum Geschenk erhalten hatte. Ihr Geschlecht war freilich zum Adelsstande nicht geeignet, denn ihre Mutter war nur die Tochter eines Goldschmiedes aus Nestved gewesen; aber zu späterer Zeit wurde einer ihrer Nachkommen in den Grafenstand erhoben und die Edelsburg ihm als Grafschaft verliehen.

Das zugehörige Gut war sehr groß, und nichts von ihm war während der langen Zeit veräußert worden. Außerdem gehörten noch etwa fünftausend Morgen Waldland und zwölf prächtige Kirchen dazu. Graf Henriks Vater war ein großer Mann gewesen, einer der größten des Reiches, Graf Henrik selbst aber war nur groß von Wuchs, breitschultrig und stark, und dabei sehr sanften Gemütes. Er war die gute Stunde selbst, wie man sagt, aber anderseits schwerfällig und unfähig, den Frauen zu gefallen. Er liebte seine Gattin

herzlich und näherte sich ihr nur in tiefer Ergebenheit, als wäre sie von feinerem Stoffe als er.

Und dann hatte er sie freigegeben, damit sie nach zwölfjähriger Ehe ihr Leben genießen könne! — —

Skram wandte sich rasch um und schritt zur Tür, die ins Amtszimmer führte.

Der Kammerjunker erhob sich; er hatte so lange auf einem Stuhl am Pulte gesessen und mit dem Sekretär über Wind und Wetter geredet.

„Treten Sie näher, Herr Kammerjunker,“ sagte Skram.

Und der Kammerjunker trat näher. — —

Es gibt Männer, die ein langes Leben in den angenehmsten Verhältnissen zubringen, die vom Reichtum bis zum Überfluß umgeben sind und nur daran denken, dieses Leben für sich allein zu genießen. Solche Männer verheiraten sich nie; sie lieben viele Weiber ein wenig und sich selbst über alle Maßen. Sie kleiden sich nach den letzten Forderungen der Mode, tragen goldene Ringe und Diamanten, reisen viel — aber sehen selten mehr als Hotels und Boudoire. Sie wissen viel über einige wenige, aber nichts über die vielen, und alles; was außerhalb ihres Interessenkreises lebt, existiert nicht für sie. Sie arbeiten nicht; wenn man hoch rechnet, jagen sie und spielen Karten oder wetten auf Vollblutpferde. Dennoch aber sind sie immer geschäftig, so geschäftig, daß sie einen Kammerdiener haben müssen, der ihnen in die Kleider hilft. Mitunter spielen sie auch an der Börse, aber nur, um Geld zu gewinnen, und nichts von ihrem ganzen Tun gereicht der Menschheit zum Nutzen. Höchstens, daß sie ein paar Schneider ernähren, ein paar Aufwärter und einige leichtfertige Weiber, die auf ihre Kosten herrlich und in Freuden leben.

Und wenn sie sterben, gedenkt niemand ihrer, obwohl sie zu Lebzeiten von jedermann gekannt wurden. Ihre Güter fallen entfernten Verwandten zu, die schon seit Jahren auf ihren Tag gewartet haben, auf

den Tod, den sie selbst seit langem fürchten und bekämpfen.

Solch ein Mann war der Kammerjunker Helmut von Viffert. Er war Däne, hätte aber seiner Gesinnung nach auch ebensogut Russe oder Franzose sein können.

Er war mittelgroß, schlank und elegant und trug einen starken schwarzen Schnurrbart, der im Verhältnis zu dem dünnen, zierlich geordneten Haar und den etwas gerunzelten, schlaffen Zügen viel zu schwarz erschien. Seine krumme Nase beugte sich mit feinen Flügeln über diesen kohlschwarzen Schnurrbart hinab, und seine braunen Augen rollten unter dichten Brauen. Ein Esterhazy-Typus, wie man ihn in Monte Carlo sowie — bei den Kellnern der großen Londoner Westendrestaurants findet.

Viffert hatte es verstanden, sich sein Leben einzurichten. Er, der Sohn eines ziemlich armen Gutsbesitzers, war in seiner Jugend wegen der schlechten Streiche, die er verübt hatte, nach Amerika geschickt worden. Hier debutierte er zunächst als Cowboy, durchforschte dann die Silberminen und wurde schließlich Abenteurer in New York. Er verstand damals schon, mit Frauen umzugehen, und die Frauen würdigten ihn ihrer Aufmerksamkeit. Eines schönen Tages war er reich, und er wußte seinen Reichtum festzuhalten. Er reiste nach Europa und lebte eine Reihe von Jahren hindurch in Paris. Aus Höflichkeit machte man ihn zum Kammerjunker, und das war er bis auf den heutigen Tag geblieben. Er hatte keinen Ehrgeiz, sondern nur eine gewisse Gemächlichkeit, grenzenlosen Egoismus und schließlich eine wahre Manie für seine Kleidung.

Graf Henrik, der mehrere Jahre jünger war als er, hatte ihn in Paris getroffen, und die beiden waren Freunde geworden. Den jungen Grafen, der als neugebackener Kandidat juris an die Gesandtschaft in Paris berufen worden war, hatten Vifferts Lebensweise und dessen Manieren höchlich geblendet, und Viffert hatte sofort den Vorsatz gefaßt, den jungen Grafen gründ-

lich zu verderben. Dies war ihm aber nur zur Hälfte gelungen: Graf Henrik hatte sich verheiratet, und Biffert war Hausfreund auf Edelsburg geworden, ja mehr als das, behaupteten böse Zungen, und man redete heimlich über mancherlei, ohne etwas beweisen zu können. Biffert hatte jedenfalls auf Edelsburg seine eigenen Zimmer, in denen er sich häuslich einrichtete, und mit jedem Jahr wurde sein Aufenthalt länger. Schließlich rechnete man ihn zum Hause mit, und der Stammhalter nannte ihn Onkel.

Man erzählte sich, daß Graf Henrik verdrossen über ihn und seinen ewigen Besuch sei; der Gräfin dagegen, so hieß es, diene er als maître de plaisir. Auf Wein und gutes Essen verstand er sich jedenfalls vortrefflich, und einen Kotillon konnte er anführen wie keiner.

Und die Gräfin, die viel unter der Langweile zu leiden hatte, tanzte doch für ihr Leben gern. — —

„Nehmen Sie Platz, Herr Kammerjunker," sagte Skram und schob Biffert einen Stuhl zu.

Der Kammerjunker rückte unruhig auf seinem Sitz herum; er fand ihn verteufelt hart, denn das Möbel stammte aus der Werkstatt des Dorftischlers.

„Liebe Obrigkeit," sagte Biffert. „Ich komme in einer sehr ernsten Sache zu Ihnen. Es ist nämlich ein ganz verteufeltes Gefühl zu wissen, daß man das Spiel abbrechen muß, obwohl man noch Einsatz hat und sehr gut weiß, daß die andern vergnügt weiterspielen werden. Aber was ist da zu machen? Enfin c'est inévitable. Um es kurz zu sagen: hier innen klopft es. Der Professor nennt es mit dem geschmackvollen Namen Arteriosklerose, und es äußert sich dadurch, daß das Lebenslicht mit einem Male ausgeht, ohne daß man recht weiß, wie! Also muß man jederzeit darauf vorbereitet sein, aus diesem Leben abzureisen, was ein recht verteufeltes Gefühl ist. Gesetzt den Fall, es passiert gerade an einem — sagen wir — intimen Ort — — ekelhaft, was? Ich kann es nicht lassen, immer wieder daran zu denken, und das raubt

mir den so nötigen Appetit und die leider absolut notwendige Andacht. Um es noch kürzer zu sagen: ich will mein Testament machen."

„Ah," sagte Skram.

„Jawohl," fuhr Biffert fort. „Ich möchte nach meinem Tode gern ein Wort mitzureden haben, wenn die Beute geteilt wird. Ich besitze einiges Vermögen, wovon den verhungerten Eseln aus dem Geschlechte der Biffert nicht ein Groschen zuteil werden soll. Als es vor Zeiten schlecht mit mir ging, sind sie so schofel gegen mich gewesen, wie sie nur konnten, und als es dann aufwärts mit mir ging, sind sie vor mir gekrochen. Sie hassen mich, und ich — ich verachte sie. Je les méprise — voilà tout!"

„Hm, Sie können über Ihr Vermögen verfügen, wie Sie wollen," sagte Skram. „Sie haben ja weder Frau noch Kinder."

„Nein, wenigstens keine ehelichen Kinder," sagte der Kammerjunker lachend. „Und die unehelichen sind bereits bar ausbezahlt worden — Plebejer sämtlicher Nationen. Die zählen nicht mit. Aber ich möchte nun gern wissen, ob man in seinem Testament alles bestimmen kann, wozu man Lust verspürt."

„Wenn es nicht gegen Gesetz und Ehrbarkeit verstößt — gewiß. Und ich nehme nicht an, daß Sie, Herr Kammerjunker, gegen Gesetz und Ehrbarkeit verstoßen wollen."

„Durchaus nicht; fällt mir gar nicht ein. — Sie wissen wohl, als Seine Majestät der Satan alt wurde, da ging er in ein Kloster. Das tue ich nun nicht, oh, nein, jamais — es müßte denn ein Nonnenkloster sein. Ich bleibe vielmehr dem Gesetz und der Ehrbarkeit treu und — — vermache der Gräfin Polly alles, was ich besitze! Eines Tages nämlich — das weiß ich ganz genau — wird sie ihrem gräflichen Gefängnis entspringen, und dann, will ich, soll sie die gewohnten Bequemlichkeiten nicht zu entbehren brauchen."

Skram fuhr zusammen.

„Jawohl, mon cher," fuhr der Kammerjunker fort, „sie entspringt dem Käfig, bricht einfach aus und läuft fort — nicht allein — auch nicht etwa mit Ihnen — o nein, sondern mit einem ganz jungen Bürschchen von glattem Angesicht und so weiter."

„Wollen Sie diesen Ausbruch als eine Klausel mit in das Testament aufnehmen lassen. Er kommt einem Verstoß gegen die Ehrbarkeit doch sehr nahe." Skram versuchte zu lächeln, aber sein Lächeln fiel etwas bitter aus.

„Keineswegs," sagte Biffert. „Hören Sie bloß zu und schlagen Sie sich im übrigen die Gräfin aus dem Sinn. Denn Sie, liebe Obrigkeit, sind zu dänisch in Ihrer Art, und Polly wird niemals dänisch werden, wenigstens nicht mit Ihnen. Nein, sehen Sie, ich will Sie bitten, für mich ein Testament aufzusetzen, wonach die Gräfin meine Universalerbin wird, selbstredend mit der Verpflichtung, für meine Grabstätte und das Obsequium, sowie für — meine letzte kleine Eroberung zu sorgen. Doch eine Bedingung ist an die Universalerbschaft geknüpft: die Gräfin darf sich niemals — nun passen Sie auf, jetzt kommt's — mit Sigismund verheiraten."

Skram stutzte.

Biffert lachte. „Ja, da stutzen Sie, liebe Obrigkeit. Mais c'est vrai. Sie besitzen nicht solche Augen, wie ich sie habe; denn wo es sich um Frauenzimmer handelt, da hab' ich förmlich einen sechsten Sinn. Ich durchschaue sie ganz und gar, diese süßen Äser. Das habe ich schon immer gekonnt, weswegen sie mich auch niemals haben betrügen können. Keine einzige — Polly auch nicht. Wenn sie also wirklich die Dummheit begehen sollte, Sigismund zu heiraten, so erbt sie nichts."

„Wer erbt denn dann?" fragte Skram mit etwas heiserer Stimme.

„Dann — dann wird der Batzen geteilt. Er beträgt etwa sechs- bis siebenhunderttausend — ja, so viel ist

es — und wird in drei gleich große Teile zerlegt. Henrik bekommt einen — das wird ihn ärgern und die Bifferts erboßen; Leonie — Sie wissen doch, die kleine, flinke französische Zofe der Gräfin bekommt den zweiten Teil, denn sie ist meine letzte Eroberung. Ich weiß allerdings sehr gut, daß ich sie mit Henriks Kammerdiener, Herrn Jörgen Madsen, habe teilen müssen, aber wenn auch. Die beiden werden rein närrisch über das viele Geld sein. Den Rest schließlich lösen wir in eine unendliche Reihe von winzigen Legaten auf, so daß er sozusagen ganz verschwindet."

„Wann soll das Testament denn fertig sein?" fragte Skram geschäftsmäßig.

„Am liebsten wäre es mir, wenn es schon morgen fertig sein könnte. Ich reise nämlich nächstens nach Aix les Bains, um meine Gicht los zu werden, und der Teufel mag wissen, ob ich jemals zurückkehre. Die Arteriosklerose ist eine schlimme Sache, und ich jappe mitunter ganz verwünscht nach Luft."

„Wohl besonders nach Jagdanstrengungen," sagte Skram, um überhaupt etwas zu sagen.

„Ich gehe nicht mehr auf die Jagd," versetzte Biffert ernst. „Wissen Sie, es ist komisch, aber ich kann geladene Schußwaffen nicht leiden. Seit den letzten Jahren habe ich immer so ein merkwürdiges Gefühl: ich fürchte, daß ich mich noch eines Tages erschießen, oder vom vierten Stock zum Fenster hinausstürzen oder vor eine Lokomotive werfen könnte. Wissen Sie, das ist eine ganz verteufelte Sache, diese beständige Furcht, Selbstmord zu begehen, und es bewirkt, daß ich mich nicht einmal mehr selbst rasiere. Ich verspüre nicht die geringste Neigung, mir mit einem Barbiermesser den Hals abzuschneiden, und dennoch fürchte ich, daß ich es tun könnte. Ja, Sie lachen darüber, aber für mich ist es durchaus nicht spaßhaft, vielmehr habe ich ganz entsetzlich darunter zu leiden. Wenn es nicht ganz gegen die Mode wäre, ließe ich mir einen Vollbart stehen wie der nächste Bauernknecht. Gegen Barbiermesser

hege ich geradezu Haß. Natürlich wird man auf diese Weise schließlich nichts andres als ein Idiot, und die Arteriosklerose hat somit möglicherweise die höhere Bestimmung, einen davor zu retten, sich ganz und gar lächerlich zu machen. Denn das wäre in der Tat nicht übel, wenn ich, der alles für seine Gesundheit tut und ein kleines Vermögen für Badereisen ausgibt, mir das Leben nähme. Und doch bin ich so: ich fürchte für mein eigenes kostbares Leben und zittere gleichzeitig vor meinen etwaigen Selbstmordsattentaten. Darum gehe ich auch nicht mehr auf die Jagd. Jawohl. — C'est ridicule." Und der Kammerjunker lachte mit trockener, heiserer Stimme.

Skram zuckte die Achseln.

„Sie meinen, es sei Paralyse im Anfangsstadium?" fuhr Viffert fort. „Nun, meinetwegen; jedenfalls ist es Zeit, an sein Testament zu denken."

Viffert erhob sich — elegant, elastisch, trotz der schlaffen Züge. Nur gegen fünfzig Jahre alt und dennoch schon — fertig.

Dies war Skrams Gedanke, den er aber nicht verlauten ließ. Er verstand wohl zu schweigen, und der Kammerjunker interessierte ihn schließlich auch nur als psychopathisches Phänomen.

„Herr Kammerjunker," sagte er, „meinen Sie aber nicht auch, daß man sich arg darüber aufhalten wird, wenn Sie Gräfin Polly zur Universalerbin einsetzen?"

„Mag man nur," versetzte Viffert mit philosophischer Ruhe. „Mich geniert es nicht, denn ich bin dann ja tot, und schließlich kann es auch nur meiner Eitelkeit schmeicheln. O, Sie hätten sie bloß vor dreizehn bis vierzehn Jahren in Paris gekannt haben sollen! Merveilleuse! Eine Frische, ein Teint; als Mädchen, verstehen Sie, noch in der Blüte — einzig und allein darum hab' ich nicht vergebens gelebt! Jetzt, lieber Freund — kein Vergleich — und dennoch — diese verwünschte Arteriosklerose, die ist ihre Schuld, verstehen

Sie, nur ihre. Denn es gibt keine Mannsleute, deren Herzklappen d i e excitation aushalten können."

Skram verspürte größte Lust, diesen Cyniker beim Genick zu nehmen, doch bezwang er sich und sagte kurz: „Wenn Sie die Gräfin Polly als junges Mädchen gekannt haben, warum haben Sie sie denn nicht geheiratet?"

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Freund," versetzte Viffert schmunzelnd. „Es ist von jeher mein Prinzip gewesen, wenn ich ein schönes junges Mädchen traf, es wenn möglich mit einem meiner Freunde zu verheiraten. That is so convenient, you know, und spart einem eine gewaltige Menge Schererei. Man hat dann nichts zu tun, als die reinen Freuden zu genießen. Nun wissen Sie es. Setzen Sie demnach hübsch das Testament auf. Und nun au revoir."

Der Kammerjunker ging, und Skram riß hinter ihm Türen und Fenster weit auf.

Dann stand er lange da und starrte zur Edelsburg hinüber. Dieser Lebemann war nicht der König Hans der Sage — nein, das war er in Wirklichkeit, der die Frau auf Edelsburg besuchte. — Aber war es nicht mehr als ein Zufall, daß jener an demselben Tage die Ausfertigung eines Testaments verlangte, an dem die Frau ihm, als der Obrigkeit, anvertraute, daß sie ihrer eigenen Wege gehen wolle?

Und war am Ende noch ein Dritter dabei beteiligt?

„Versprechen Sie mir, ihm kein Wort von dem zu sagen, was ich geredet habe, und sagen Sie mir alles, was er Ihnen sagt." Das waren ihre Worte gewesen. So lautete ihre Order.

Und Skram beschloß, ihr zu gehorchen, soweit es sich mit seiner Amtspflicht vereinbaren ließ.

III.

Gräfin Polly hatte einst begehrt, daß die Edelsburg umgebaut werde, denn diese war ein pittoreskes,

halbverfallenes Raubnest gewesen, von dem nur die Hälfte bewohnbar war. Graf Henrik hatte das Schloß durch einen hervorragenden Architekten nach den Angaben seiner Gattin umbauen lassen und es im vollendeten Renaissancestil wiederhergestellt. Auf die Bewohnbarkeit war besonders Rücksicht genommen worden, und die neue Edelsburg stellte somit einen kleinen Wunderbau dar.

Besonders prächtig war der Speisesaal. Die Balken der Decke waren mit reichem Schnitzwerk geschmückt, das Wappenschilde und Figuren bildete; alles war schwer vergoldet oder nach Art des Ratshauses zu Siena bemalt. Die Wandstücke zwischen den Fenstern bestanden aus altertümlichem Kirchengetäfel, das man von überall her zusammengetragen hatte; in Mannshöhe lief ein breites Gesims an den Wänden entlang, und seltene venezianische Gläser, Rheinweinkruken und schwere Silberpokale standen darauf. Die Tapete aus echtem Goldleder war kaum zu sehen, da rings an den Wänden die Bilder der früheren Besitzer der Edelsburg hingen — teils Originale aus flämischer Schule — teils Kopieen von Galeriebildern, sowie echte Jens Juelsche Werke.

Zwei mächtige florentinische Kronleuchter hingen von der Decke herab, die dadurch in drei Abschnitte geteilt wurde. Das große bunte Glasfenster, das am Ende des Saales gegen Süden ging, war nach der Zeichnung eines Malers — einer Kopie des Altarbildes der Kirche zu Odense — in New York angefertigt worden und stellte den König Hans mit der Königin Christina und ihren Kindern dar. Die bleigefaßten Scheiben mit ihren bunten Farben ließen das Licht kirchenartig hereinfallen und verliehen dem Saal etwas Ernstes, Erhabenes.

Der Tisch, der in der Mitte des Saales unter den Kronleuchtern stand, war an diesem Nachmittag zum Sechsuhrdiner gedeckt worden. Zu den vier gegen Westen gehenden Fenstern sandte die Sonne ihre grellen, vom Widerschein des Grabens verstärkten

Strahlen herein. Außer den zum Hause gehörenden Dienern waren nur der Graf, die Gräfin, die beiden Vifferts, Skram und der Kreisarzt Kühn — er selbst nannte sich Hofarzt — zur Stelle.

Der Tisch war mit einer Unmenge von Blumen geschmückt, die aus hohen vergoldeten Empirevasen hervorschauten und um einen Aufsatz mit steifen Göttern und Göttinnen gruppiert standen, die sich in ovalen Glasfeldern bespiegelten. Zum Schmücken des Tisches brauchten zwei Gärtner unter eigner Aufsicht der Gräfin täglich vier Stunden, und es war ihre Aufgabe, jeden Tag eine andre Anordnung zu ersinnen. Das Hauptaugenmerk wurde darauf gerichtet, Schutz und Deckung des einzelnen gegen den Gegenübersitzenden zu schaffen. Die Gräfin liebte eine intime Unterhaltung, und es machte ihr viel Freude, durch hohe Blumendekorationen in der Mitte des Tisches das Treiben der Ehemänner vor den ja so leicht eifersüchtigen Gattinnen auf der andren Seite zu verbergen. Sie verstand es meisterhaft, die Plätze der Tischgäste zu ordnen. Immer sorgte sie dafür, daß die jungen Ehemänner auch junge und lebhafte Tischdamen erhielten, während sie den jungen Frauen die älteren Honoratioren zuschob. Sie selbst saß am Ende des Tisches, von wo aus sie — dank der Zweckmäßigkeit, mit der die Blumen arrangiert waren — das Ganze überschauen konnte. Von diesem Überblickspunkt aus fachte sie das Feuer der Unterhaltung durch kleine neckende Zwischenrufe zu beständigem Glimmen an.

Interesse hatte sie nur für die Herren — Damen fand sie langweilig, und sie tyrannisierte sie vermöge ihrer Würde als Schloßherrin.

An diesem Tage hatte sie am einen Ende des Tisches einen kleinen geschützten Winkel für sich und zwei Herren arrangiert — für Skram, den sie selbst an den Tisch zog und durch besondere Liebenswürdigkeit auszeichnete, und für Sigismund Viffert, der vor

Bewunderung, mit der er sie anstarrte, fast das Essen vergaß.

Graf Henrik saß ihr gegenüber am andren Ende des Tisches und wurde von dem Kammerjunker und dem Kreisarzt flankiert.

Ab und zu flogen Bifferts scharfe Bemerkungen über die Blumenhecke herüber — wie Tennisbälle über ein Netz — und die Gräfin sandte sie zurück, häufig so kräftig und geschickt, daß er sie behalten mußte; aber hin und wieder gelang es auch ihm, den Ball so geschickt zu werfen, daß sie ihn behalten mußte. Skram fand im stillen, daß das Duell heute schärfer geführt wurde als sonst. Schließlich aber wurde die Gräfin verstimmt, und der Kreisarzt übernahm die Leitung des Gesprächs.

Kreisarzt Kühn war ein älterer, martialisch aussehender Herr mit einem Henriquatre. Er hatte die überlegene Ruhe des Hausarztes, die er um so lieber hervorkehrte, als er sich seiner ehemaligen Tätigkeit in der Hauptstadt erinnerte; immerhin war sein zwanzigjähriger Aufenthalt unter Bauern nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und von Eleganz war an ihm nichts zu bemerken. Er liebte es, ein wenig dozierend zu reden und bei seinen eigenen Worten länger zu verweilen. Doch war er ein kluger Mann, und seine Paraden wurden in würdiger Weise vollführt.

Außerdem war er ein eifriger Soziolog, und gegen Ende der Mahlzeit pflegte er mit Vorliebe sich über seine verschiedenen Themata auszusprechen, die alle das Gepräge trugen, soeben aus Büchern geschöpft zu sein. Biffert gab seinen Senf dazu, so gut er konnte, und er ergänzte den Doktor nicht schlecht, denn der Kammerjunker hatte viele Menschen und Städte gesehen und ihre Sitten kennen gelernt; nur beim Hauptbraten hüllte er sich in apathisches Schweigen.

„Es ist zweifellos ein Irrtum,“ dozierte der Kreisarzt, „anzunehmen, daß die Menschheit sich aus der Ursprungsform des Jägers zum Fischer, Hirten, No-

maden und so weiter bis zum heutigen Städtebewohner entwickelt habe. Die Menschen haben sich mit ihrer Beschäftigung immer nach ihrem Aufenthaltsort gerichtet, und alle Formen sind zu allen Zeiten zugleich vorhanden gewesen. So ist es ja noch heute. — Nehmen Sie beispielsweise den Jägertypus — also den Typus, der, um zu leben, das vernichtet, wovon er lebt, es geradezu ausrottet, ohne für Erneuerung zu sorgen. Den Typus finden wir heute beim Kriegerstande — beim Lehnsadel — ja, zum Beispiel, bei Ihnen, Herr Kammerjunker. Sie sind von ausgeprägtem Jägertypus."

Biffert lachte. „Ich spreche mit Papageno: ‚Ein Vogelfänger bin ich ja!' — ich und unser braver Wirt."

Der Kreisarzt goß ein großes Glas Bordeaux hinter seinen Henriquatre. „Der Graf gehört — beachten Sie wohl — trotz seiner Würde entschieden zum Hirtentypus. Er pflegt und hegt das, wovon er lebt, er sorgt für die Zukunft, verteidigt und baut auf. Er ist der echte dänische Bauerntypus, der Haupttypus in diesem Lande. Nur infolge des beharrlichen Schaffens der Bauerngeschlechter sind unsere alteingesessenen Familien so wohlgenährt geworden."

„Und ich?" fragte die Gräfin, hinter der Blumenhecke hervorsehend.

„Sie, Euer Gnaden ..."

„Papagena," fiel Biffert spottend ein. „Entschieden Jägertypus. Die Obrigkeit dagegen ist eine interessante Mischung von denen, die das, wovon sie leben, füttern, um es beizeiten zu schlachten; — ähnelt somit den Mastviehzucht treibenden Bauern Jütlands und weicht von den Milchvieh ziehenden Bewohnern Seelands ab. Ungeheuer interessant."

Der Kreisarzt hatte aufmerksam zugehört und fuhr nun fort: „Es ist interessanter, als Sie glauben, denn in diesen Theorieen liegt eine Erklärung für die ganze gegenwärtige politische Lage Europas."

„Aha,“ unterbrach ihn Biffert, „nun wird es verwickelt.“

„Ja, sehen Sie,“ fuhr der Kreisarzt fort, „die ganze Bewegung in Rußland zum Beispiel kann man sich daraus erklären, daß das Volk ein patriarchalisches Hirtenvolk ist. Die speziell in Osteuropa geltende Gesellschaftsordnung setzt den Patriarchen zum Herrn über die Gemeinde, und ihm hat jeder zu gehorchen. Wird er nun zum Tyrannen, erweist er sich als unerträglich, so räumt man ihn aus dem Wege, rottet ihn aus, bringt ihn um. Das geschieht mit Hilfe der Bomben. Der Westeuropäer dagegen — der Jäger, der seinem Wesen nach weit aggressiver ist, hat nach und nach ganz andere Mittel gefunden, um seine Tyrannen zu zähmen. Er schafft Gesetze und Einrichtungen, die den Tyrannen beständig in Schach halten, ihn unschädlich machen und zum Volke herabziehen.“

„Hm, das klingt ganz plausibel,“ ließ sich Biffert vernehmen, „aber nach Ihrer Theorie, Doktor, müßte zum Beispiel Henrik, der doch zum Hirtentypus gehört und auch ganz außerordentlich patriarchalisch aussieht, derjenige unter uns sein, der zur Bombe greifen würde, während zum Beispiel ich, der ich in soziologischem Sinne Jäger bin, zum — na, sagen wir, zum Mundwerk greifen würde.“

„Das meine ich auch,“ bestätigte der Kreisarzt eifrig.

Graf Henrik lächelte; er folgte der Diskussion ein wenig langsam und ließ sich zum Denken reichlich Zeit.

„Sie meinen also, daß ich, um mich von einem Tyrannen zu befreien, diesen nach Hirtenweise umbringen würde?“

„Gott bewahre,“ sagte der Doktor. „Ich meine selbstverständlich nicht, daß Sie, Herr Lehnsgraf, einen Mord begehen könnten, aber Ihr Naturell würde zweifellos, ohne daß Sie selbst darauf reagieren, Ihnen den Gedanken eingeben, jenen umzubringen. Nur als Ausweg. Ich zweifle natürlich nicht daran, daß Sie

noch niemals in einer solchen Lage gewesen sind, aber ..."

Biffert unterbrach ihn. — „Da irren Sie sich denn doch, Herr Kreisarzt, denn ich kann Ihnen berichten, daß unser vortrefflicher Wirt, der Weichherzigste aller Weichherzigen, eines Tages in Paris ..."

„Aber Helmut!" rief der Graf dazwischen, und sein Gesicht wurde dunkelrot.

„Passons au dessus de ça," sagte Biffert und leerte sein Glas.

Dann wurde es still am Tisch.

Das Dessert war inzwischen herumgereicht worden, und die drei aufwartenden Diener hatten den Saal verlassen. So wünschte die Gräfin es.

Biffert brach zuerst das Schweigen.

„Um bei dem Hirtentypus zu bleiben, will ich bemerken, daß dein getreuer Diener Jörgen — den unser gelehrter Doktor auch als Hirten klassifiziert, denn er ähnelt dir so sehr, daß ich mitunter an der ehelichen Treue der seligen Exzellenz Zweifel hege — es übrigens ganz genau so machen würde wie du. Wie du weißt — denn die gnädigste Gräfin benutzt liebenswürdigerweise jede Gelegenheit, mich darauf aufmerksam zu machen — interessiere ich mich stark für die kleine Leonie, die mich — ohne Prinzessin zu sein — an Paris erinnert, an den einzigen Ort, wo ein Junggeselle ein menschenwürdiges Dasein führen kann. Diese Jungfrau soll nun mit Jörgen fest verlobt sein! Seitdem sich mein vortrefflicher François mit einem Teil meines Bargeldes aus dem Staube gemacht hat, muß ich mich Tag für Tag vom Barbier Sörensen unten am Marktplatz mißhandeln lassen, einfach weil ich es nicht zulassen kann, daß Jörgen mich barbiert. Ich habe beständig das kribblige Gefühl, daß dieser ‚Hirtentypus' noch auf den Gedanken verfallen könnte, mir beim Rasieren den Hals abzuschneiden."

Die Gräfin lachte. „Da können Sie sehen, Doktor, was dabei herauskommt, wenn man gelehrt ist. Nun

haben Sie unsere ganze Mittagsandacht gestört und sind vielleicht Schuld daran, daß Helmut noch eines Tages gegen alle Mode mit einem Vollbart erscheinen und auf diese Weise schließlich einem Ziegenbocke gleichen wird.“

„Keineswegs, liebe Polly — keineswegs,“ erwiderte Biffert. „Von jetzt an werde ich mich selbst rasieren. Ich will nämlich eine gewisse Nervosität überwinden und versuchen, ob ich es noch nicht vergessen habe. Schade, daß man in diesem Klatschnest kein ordentliches Barbiermesser bekommen kann, ich würde sonst gleich hier en famille mit der Übung beginnen. Auf Nachsicht des Publikums dürfte ich wohl rechnen, selbst wenn das Resultat nur ein mäßiges sein sollte.“

Graf Henrik, der anscheinend wieder milder gestimmt war, lächelte gutmütig.

„Du weißt, Helmut, daß ich zwei Etuis mit vortrefflichen englischen Messern habe. Wenn du willst, kannst du eins davon nehmen.“

„Ho, ho, ho,“ lachte Biffert. „Sie haben recht, Doktor, nun kommt die Hirtennatur in Henrik zum Vorschein. Er will natürlich, daß ich die Exekution wirklich vornehme. — Doch um von diesen blutigen Dingen abzukommen — zu welchem Typus, Herr Doktor, meinen Sie, gehört eigentlich mein lieber Neffe Sigismund hier. Er hat, während wir bei Tische saßen, nicht ein einziges Wort geredet, sondern sich darauf beschränkt, seine schöne Tischdame mit ein Paar Augen anzustarren, als ob er sie verschlingen wolle, während sie, die sich offenbar für Unterhaltungen über Barbiermesser nicht interessiert, ihm allerhand zugeflüstert und freundliche Blicke zugeworfen hat. Ist das nun Hirtennatur, oder Jägernatur?“

Da stieß die Gräfin heftig ihren Stuhl zurück und — hob die Tafel auf. —

IV.

Die Sonne sank, und die Luft war warm und still. Paarweise ging man im Garten unter den großen, seltenen Bäumen umher — über den seidenweichen Rasen, der sich zwischen Kanälen mit seltsam verzierten Brücken erstreckte.

Der Kreisarzt und Biffert disputierten noch immer über Menschentypen, obwohl Biffert hin und wieder spähende Blicke nach der Gräfin und dem jungen Mann aussandte, die sich seiner Meinung nach viel zu weit entfernten.

Der Graf stand, in tiefem Gespräch mit Skram begriffen, auf einem Hügel an der Außenseite des Parkes. Er redet mit gedämpfter, ernster Stimme wie ein schwer bekümmerter Mann, dessen Leid so stark ist, daß er es nicht zu verhehlen vermag.

„Sie hat also schon mit Ihnen gesprochen," sagte er. „Es muß also wirklich sein? — Skram, können Sie, der Sie doch viel klüger sind als ich, mir nicht sagen, wie ich es bloß anstellen soll, um sie zum Bleiben zu bewegen? Ich will es so ... verstehen Sie, ich will es."

Skram wurde etwas verlegen. „Wie ich die Gräfin vorhin verstand, war zwischen Ihnen schon die Verabredung getroffen, daß Sie, Herr Graf, freiwillig ..."

„Ja, freiwillig," unterbrach ihn der Graf. „Ganz recht, denn sie zu zwingen, ist mir natürlich nicht möglich. Wenn sie nun einmal gehen will, wie soll ich sie da zwingen können? Aber sie soll nicht gehen, sie soll nicht. Sie glauben vielleicht, daß ich — wie soll ich sagen? — kalt, ohne Gefühl oder dergleichen sei. Das bin ich nun gar nicht. — Allerdings, was man Liebe nennt — ich sage Liebe, um ein starkes Wort zu gebrauchen — das ist mir vielleicht fremd. Ich habe mich nie viel um Frauen gekümmert. Es ist, wenn man so sagen kann, nicht das Weib in ihr, das ich liebe, sondern der Mensch, nur der Mensch. Und

mein ganzes Leben bricht zusammen, wenn ich sie verliere!"

Skram wurde unruhig.

„Ja, Herr Graf, da ist es schwer, zwischen Ihnen und der Gräfin zu vermitteln, und wenn ..."

Der Graf legte seine starke, große Hand auf Skrams Schulter und sah ihm mit offenem Blick ins Gesicht.

„Lieber Skram, ich weiß es gut: auch Sie sind in meine Frau verliebt. Das sind ja alle Männer, denn sie will es so. Und ich versichere Ihnen, daß ich keineswegs eifersüchtig bin. Ich will auch nicht, daß Sie mir Ihr Vertrauen schenken — aber Sie haben nun ja von Gesetzes wegen mit der Sache zu tun. Darum will ich es rein heraussagen: Meinetwegen mag sich meine Frau irgend eine Schwärmerei erlauben — beim Teufel, das ist ehrlich gesprochen. Eine, wenn es sein muß, auch zwei Schwärmereien, mag sie haben; vielleicht sind drei sogar besser als eine. Aber bei mir bleiben soll sie, denn ich kann sie nicht entbehren. Sie verstehen das vielleicht nicht. Das ganze Dasein ist mir so gleichgültig; ich habe keine Triebe, habe niemals irgendwelche gehabt; aber in dem Augenblick, da man sie von mir fortnimmt, schneidet man ein Stück aus meinem eigenen Fleisch. Können Sie das begreifen?"

„Wäre es da nicht möglich, alles wieder in die alte Ordnung zu bringen?" fragte Skram, ein wenig unruhig. Er war im Grunde über die Vertraulichkeit des Grafen durchaus nicht erfreut.

Dieser schüttelte den Kopf. „Sie will nicht. Sie will nicht! Ich könnte Ihnen das Ganze erzählen — sollte es vielleicht sogar, aber ..." er brach ab.

Skram trat einen Schritt vor, und der Graf folgte ihm. Sie gingen die lange Lindenallee hinab, an deren Ende das von der Sonne dunkelrot beleuchtete Schloß lag.

Der Graf redete langsam, als grabe er jedes einzelne Wort erst hervor. „Die Schuld an allem hat nur Helmut," sagte er. „Ich hasse Helmut, ja, ich hasse ihn.

Und doch habe ich ihn so viele Jahre hindurch bei mir geduldet — weil sie es so wollte, weil sie ihn nicht entbehren konnte. Nach und nach hat sich mein Haß auch abgekühlt. Schließlich mag ich alle Menschen gern und bin zum Hassen nicht geeignet. Ich habe es zu verstehen gesucht und habe mich eingerichtet. Das kann man gut. Ich wenigstens habe es gekonnt und bin eigentlich immer recht glücklich gewesen. Meine Ansprüche sind bescheiden, habe ich doch in mancher Hinsicht mehr als ich nur irgend brauche. Ich sage, ich mag alle Menschen gern, aber alle Menschen mögen auch mich gern, das sehe ich täglich — hier auf dem Gut, in der Nachbarschaft — überall; die Menschen sind alle gut und freundlich gegen mich — auch Polly, ja, Sie ahnen nicht, wie gut und zärtlich sie gegen mich ist. Und dennoch will sie jetzt fort. Ich begreife wirklich nicht, warum."

Skram begann zu verstehen, aber er war eine zu gerade Natur, als daß er sich hätte teilen mögen. Wo er stand, da stand er ganz — und er stand auf ihrer Seite. Selbstredend hielt auch er den Grafen für einen herrlichen Mann, einen ungewöhnlichen Menschen, der vielleicht viel zu gut für diese Welt war und sicher kein Geschick zum Leben in ihr hatte. Aber dennoch fand Skram, daß dies hier über seine Kraft ging. Laß fahren dahin Ochs, Esel und alle Güter, steht in der Schrift, aber das Weib, das man liebt, besitzt man oder verliert man.

Dagegen interessierte ihn des Grafen Verhältnis zu Viffert. Er mochte nicht direkt danach fragen, sondern beschränkte sich auf eine Andeutung: „Sie glauben also, daß Helmut Viffert hinter dem Ganzen steckt?" sagte er.

„Genau weiß ich ja nichts," lautete die Antwort, „aber Polly sagt, daß sie reisen, ihr Leben genießen — frei sein wolle. Und der einzige, der sie zu diesen Ideen veranlaßt haben kann, ist doch er!"

Skram war ungläubig.

„Glauben Sie wirklich, daß er der einzige ist?“

Der Graf blickte verwundert auf, dann sagte er: „Selbstverständlich; sonst hätte sie es mir doch erzählt. Sie erzählt mir ja alles. Ja, auch über Sie hat sie mit mir gesprochen. Sie weiß gut, daß Sie eingenommen von ihr sind, und sie schätzt Sie auch sehr. Nein, niemals würde sie etwas vor mir verbergen. Sie kennt mich ja und weiß —“

Am Ende der Allee tauchten die Gräfin und Sigismund Biffert auf. Die Gräfin hemmte einen Augenblick lang ihren Schritt, als ob sie zur Seite abbiegen wolle, doch dann setzte sie ihren Weg fort und schritt den beiden gerade entgegen.

Der Graf schritt rascher aus.

„Da ist zum Beispiel der junge Biffert,“ sagte er, „ein prächtiger, schöner Junge, den ich sehr gern habe. Um ihn kümmert sich Polly nicht im geringsten, denn sie findet ihn dumm. Das ist er allerdings gar nicht. Vielmehr ist er außerordentlich begabt, nur etwas schweigsam. Schön, liebenswürdig und tüchtig ist er auch. Aber dennoch langweilt er sie geradezu.“

Skram warf einen verstohlenen Blick auf den nachsichtigen Ehemann, der das Vertrauen seiner Frau auch in solch ungewöhnlicher Hinsicht zu besitzen glaubte. Es schien ihm, als habe der Kammerjunker Biffert — der Jägertypus — doch die richtige Spur gewittert. Aber er schwieg und beschloß, Augen und Verstand zu gebrauchen.

Inzwischen waren die Gräfin und Sigismund zu ihnen herangekommen und folgten ihnen nunmehr zum Schloß hinauf. Jetzt aber schritt die Gräfin mit Skram voraus.

„Was wollte denn Biffert vorhin bei Ihnen?“ fragte sie.

„Sein Testament machen,“ sagte Skram ein wenig spöttisch. „Er glaubt, sterben zu müssen.“

„So?“ rief sie und blieb einen Augenblick lang stehen. „Wer soll ihn denn beerben?“

„Das darf ich doch nicht sagen."

„Sagen Sie es dennoch," rief sie befehlend und heftete ihren Blick auf Skram.

Dieser überlegte einen Augenblick lang, dann sagte er: „Die Erben sind: Ihr Mann und Leonie." — Das war nicht die volle Wahrheit.

Die Gräfin wurde blutrot. — „Sigismund übergeht er?" rief sie wie empört.

Einen solchen Ausbruch hatte Skram nicht erwartet; aber eigentlich war er doch ganz zufrieden damit, und er beschloß, nichts weiter zu verraten. Er glaubte, jetzt mitten in der Sache zu stehen und das Ganze besser begreifen zu können als irgend ein anderer.

Es war klar, daß sich der Knoten jetzt schürzte.

Die Gräfin schritt eilig voraus; sie sprach kein Wort, und Skram erkannte wohl, daß sie jetzt nur den einen Wunsch hatte, mit dem Kammerjunker Biffert zu reden. —

V.

„Nehmen Sie sich eine recht lange Zigarre, — diese hier, das ist eine echte Garcia und hält eine Stunde lang vor. Mich freilich würde sie in fünf Minuten umbringen. Schenken Sie sich nun noch einen Whisky nebst Soda ein. Heute abend nämlich soll das Testament aufgesetzt werden. — Aber entschuldigen Sie noch einen Augenblick."

Der Kammerjunker verließ das Turmzimmer, in dem Skram auf einem lederbezogenen Lehnstuhl saß, und ging in das danebenliegende Schlafgemach.

Skram sah sich im Zimmer um. Es war fünfeckig und mit Fenstern, die nach Osten und Norden gingen, versehen. Die Wände waren mit Reproduktionen französischer Kunstwerke, sowie mit Bildern von Pferden und Soldaten bedeckt. Über dem Sofa hingen „Tannhäuser im Venusberge", sowie eine Gruppe schöner Frauenköpfe von etwas banalem Stil. Zwischen den beiden Fenstern, wo die Wand etwas schräg stand,

führte eine Türe auf die Turmtreppe hinaus. Sonst hatte das Zimmer noch zwei Türen, eine, die auf den Korridor und eine, die in das Schlafzimmer, einen etwas kleineren Raum, führte. Die Zimmer lagen in der zweiten Etage, unmittelbar über den Schlafzimmern der Herrschaft.

Als Biffert wieder erschien, trug er ein kurzes, kokettes Rauchjackett mit mehrfarbigem Schnurbesatz. Gleich darauf klopfte es an der Tür.

„Herein," rief Biffert ein wenig ärgerlich und fügte brummend hinzu: „Zu dieser Stunde — in später Nacht — sollte man doch meinen, ungestört sitzen und schwatzen zu können."

Es war Jörgen, der Kammerdiener des Grafen.

„Nun, was wollen Sie, Jörgen?" fragte Biffert und drehte sich auf seinem Sessel zu dem Diener herum.

Jörgen hielt Biffert ein kleines Kästchen entgegen.

Biffert ergriff es. — „Ah," sagte er, „das sind die berühmten Barbiermesser. Hier sehen Sie, Obrigkeit, dies nette Kästchen mit sieben feinen englischen Klingen."

Skram nahm das Etui und betrachtete die Messer.

Biffert war aufgestanden und beugte sich über ihn.

„Ah, sehen Sie mal, da steht eingraviert: Sunday, Monday, Tuesday und so weiter, alle englischen Tagesnamen. Das ist raffiniert. Jeder Tag hat sein Messer, damit nicht das eine mehr abgenutzt werde als das andere. Das ist ein hübsches Geschenk — und der Graf wirklich ein netter Mann."

Jörgen mischte sich nunmehr ins Gespräch. — „Der Herr Graf hat genau so eine Kassette wie diese hier, und er benutzt die Messer Tag für Tag. Jeden Abend muß ich das zum nächsten Morgen passende Messer bereitlegen. So weiß der Herr Graf immer gleich, welchen Tag wir gerade haben."

Biffert lachte. „Das gleicht seiner ordentlichen Seele. Nun, setzen Sie das Kästchen auf den Tisch dort und überbringen Sie dem Grafen meinen Dank. Grüßen Sie den Herrn und sagen Sie ihm, daß ich

versuchen werde, ihm zum Gedächtnis mir mit einem dieser vorzüglichen Messer den Hals abzuschneiden."

Jörgen verbeugte sich ernst wie ein Grab und nahm das Etui weg.

„Stellen Sie es auf den Tisch dort im Schlafzimmer," sagte Viffert und fügte dann nach kurzem Nachdenken hinzu: „Hören Sie mal, sind Sie der einzige, der noch auf ist?"

„Nein," sagte der Diener, „der Tafeldecker ist noch nicht nach Hause gegangen."

„Gut," versetzte Viffert. „Sie sollen beide zehn Kronen bekommen, wenn Sie eine halbe Stunde warten, bis ich Sie beide brauchen werde. Nicht wahr, Herr Amtsrichter, wir können das Testament noch heute abend erledigen; es sind ja nur zwei Zeugenunterschriften nötig, und Sie selbst sind ja Notarius publicus."

Skram lächelte. „Wollen wir nicht lieber bis morgen warten?"

„Nein, auf keinen Fall," erwiderte Viffert bestimmt. „Es muß noch heute gemacht werden! — Also Sie warten, Jörgen?"

Dieser verbeugte sich und ging.

Viffert schwieg, bis sich die Tür hinter Jörgen geschlossen hatte, dann sagte er mit leisem, bitterem Lächeln: „Wenn ich — wie ich vorhin schon sagte — diesem vortrefflichen Diener und seinem noch vortrefflicheren Herrn wirklich die Freude machen muß, mir mit einem dieser sieben Messer die Pulsader zu durchschneiden, so dürfte es sich doch empfehlen, beizeiten meine Papiere in Ordnung zu bringen."

„Wenn es nicht gescheiter wäre, diese Operation bis zum nächsten Tag zu verschieben," fiel Skram ein. „Denn ehrlich gesagt, Herr Kammerjunker — ein Ding wissen wir Menschen doch ganz genau, nämlich: daß uns der Tod nicht wegläuft! Und zweitens," fügte er hinzu, „irren Sie sich wohl in Ihrer Annahme, daß der Graf Ihren Tod wünschen könnte."

„Hier ist Papier und Feder," sagte Biffert. „Laßt uns nun endlich mit dem Testament beginnen."

Skram nahm die Feder, tauchte sie ein und schrieb mit seiner gleichmäßigen, eleganten Kanzleischrift nieder, was Biffert ihm am Nachmittage angegeben hatte. Es fiel ihm nicht einmal ein, zu fragen, ob der Text verändert werden solle; nur als er zu den Legaten gekommen war, fragte er, wer damit bedacht werden solle, worauf Biffert bemerkte, daß das vom Testamentsvollstrecker nach Gutdünken bestimmt werden könne. „Es ist gebräuchlich, zwei Testamentsvollstrecker einzusetzen," sagte Skram. — „Gut, nehmen Sie noch Doktor Kühn hinzu. Der ist ein vortrefflicher, wenn auch etwas langweiliger Soziologe."

Während Skram schrieb, saß Biffert und blätterte in einem Roman. Schließlich las Skram das Testament laut vor, und Biffert fand es ausgezeichnet. Nun wurden die beiden Diener gerufen, um als Zeugen das Testament zu unterschreiben. Der Text wurde ihnen nicht vorgelesen, vielmehr erklärte ihnen der Amtsrichter lediglich, daß er als Notarius fungiere.

Das Testament nahm er gleich an sich, um es in amtliche Verwahrung zu geben.

Nachdem somit die Formalitäten erledigt waren, zog Biffert seine Banknotentasche hervor und sagte, indem er Jörgen einen Zehnkronenschein reichte, lächelnd: „Nun können Sie Ihrer Liebsten erzählen, daß sie, wenn mir etwas Menschliches zustoßen sollte, ein Vermögen erben wird, das Sie vielleicht noch zum Grundbesitzer machen kann."

Jörgen warf dem Kammerjunker einen scharfen, zornigen Blick zu, den Skram, ohne es zu wollen, auffing.

Dann gingen die beiden Diener hinaus.

„Es beginnt spät zu werden," sagte Biffert, „und ich glaube, wir beide haben Ruhe nötig. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie außerhalb Ihrer Bureauzeit den Amtsrichter gemacht haben. Ich

werde Sie jedenfalls nicht weiter plagen. Und nun gute Nacht."

Damit reichte er Skram seine weiße, mit Ringen besetzte Hand. Dieser ergriff sie und fühlte, daß sie etwas feucht war; auch fand er, daß Viffert müde aussah, und als er seine Hand losließ, faßte jener nach dem Herzen.

„Sie sehen müde aus," sagte Skram.

Viffert zuckte die Achseln. „Das macht das Herz. Wenn man bloß seine Nachtruhe haben könnte; mitunter nämlich ist es höchst unbehaglich, still dazuliegen und wie ein aufs Land geworfener Karpfen nach Luft zu jappen. Aber was soll man sich beklagen! Man hat fünfzig Jahre lang die Freuden des Lebens genossen und muß daher auch die désagréments der nächsten fünfzig Jahre auf sich nehmen, ha, ha! Das wäre in der Tat nicht übel, wenn ich nach Ihnen in die Grube fahren sollte. Die Energie dazu habe ich jedenfalls. Das kann ich Ihnen versichern!"

— — — Skram ging.

Es war schon spät, doch der Mond stand am Himmel, und als Skram an seinem Fenster stand und zum Schloß hinübersah, lag es von bleichem Licht umgossen wie in tiefem Schlaf. Von Vifferts Fenster her blinkte noch ein Schein über den Graben, und Skram glaubte, auch aus dem Fenster der Gräfin, das genau unter dem Vifferts lag, einen schmalen Lichtstreifen hervordringen zu sehen. —

Er war müde und ging gegen Mitternacht zur Ruhe.

Erstes Buch.

Das Barbiermesser.

I.

Es war am nächsten Morgen um zehneinhalb Uhr, als Skram, der ein Aktenstück durchlas, plötzlich den Kopf erhob und über den Garten hinweg nach dem Schloßgraben schaute. Was er sah, war das kleine Boot der Gräfin, das sich der Anlegestelle unter den hängenden Weiden näherte. Skram erhob sich und blickte aufmerksamer hin. Das Boot wurde von einem Manne gerudert, — nun legte es an, der Mann stieg heraus und machte es an einem der morschen Pfähle fest. Es war der Tafeldecker Ole Hansen, der ergraute Haushofmeister von Edelsburg.

„Was mag er nur wollen?" dachte Skram und nahm seinen Platz am Schreibtisch wieder ein, während der alte Mann eilig über den Rasen schritt. Gleich darauf stand er im Bureau.

„Entschuldigen Sie, Herr Amtsrichter," sagte er, „aber heute nacht ist ein entsetzliches Unglück geschehen."

Skram fuhr in die Höhe.

„Ja, der Herr Kammerjunker hat sich entleibt."

„Was sagen Sie?! — Das ist ja —" Skram brach ab; er mußte sich eingestehen, daß es eigentlich gar nicht so überraschend kam, hatte er doch bereits daran gedacht, daß etwas Derartiges geschehen könne.

„Auf welche Weise denn?" fragte er.

„Er hat sich mit einem Barbiermesser den Hals abgeschnitten."

„So, so,“ sagte Skram nachdenklich. — „Wie fanden Sie ihn denn?“

„Ich habe ihn nicht gefunden, Herr Amtsrichter,“ sagte der Tafeldecker, dessen Stimme bebte wie bei einem Menschen, der sich lange darauf vorbereitet hat, etwas Entsetzliches zu erzählen, und es nun endlich aussprechen darf. „Jörgen fand ihn, als er mit Rasierwasser zu ihm hinaufging. Es war schon nach zehn Uhr, denn der Kammerjunker pflegte sich nicht wecken zu lassen, und es war ja auch schon spät in der Nacht, als der Herr Amtsrichter ihn gestern verließen. Er lag in seinem Bett, als ob er schliefe, aber Jörgen sah wohl, daß er am Halse einen häßlichen Schnitt hatte, und das Bett triefte vor Blut.“

„Haben Sie ihn auch gesehen?“

„Nein. Jörgen rief mir wohl zu, zu kommen, denn ich war in der Nähe des Zimmers mit dem Silberzeug beschäftigt, aber ich mochte die Leiche nicht sehen, weil mir davor graute. Ich kam an Stelle dessen gleich hier herübergefahren. Jörgen meinte auch, es wäre am besten, wenn ich als der Älteste das täte.“

„Na,“ sagte Skram, „dann vermögen Sie also auch nichts weiter auszusagen. Haben Sie nach dem Kreisarzt geschickt?“

„Jörgen hat telephoniert. Es hieß, der Doktor werde sofort kommen. Und Jörgen wollte so lange warten.“

„Hm — was sagt denn der Graf dazu?“

„Der Herr Graf ist schon früh des Morgens mit dem Inspektor nach der Mooshofer Ziegelei gefahren, und die Frau Gräfin ist um neun Uhr mit Johann, dem zweiten Kutscher, ausgeritten.“

„Na, dann gehen Sie nur gleich zum Kreisarzt und sehen Sie nach, ob er zu Hause ist. Wir fahren dann alle mit dem Boot nach dem Schloß hinüber. — Hm, ob das Boot wohl vier Mann tragen kann?“

„O, gewiß,“ sagte Hansen. Dann eilte er zum Kreisarzt, dessen Haus der Amtsrichterwohnung gegenüber lag.

Skram öffnete die Tür zum Bureau, in dem sich augenblicklich nur das Amtspersonal befand.

„Herr Holm," sagte er, „das Testament, das Sie da bearbeiten, hat Kammerjunker Viffert wahrlich zur rechten Zeit aufsetzen lassen. Wie mir eben mitgeteilt wird, hat er sich heute nacht den Hals abgeschnitten."

„Was?" Der Sekretär sprang auf.

Skram zuckte die Achseln. „Ja, geschehen ist geschehen. Er ist tot. Die Welt verliert nichts weiter an ihm, und nur wenige werden ihn betrauern. Es ist wohl am besten, wir gehen sogleich hinüber und nehmen die Leichenschau vor. Der Graf und die Gräfin sind ausgefahren. Lassen Sie Jensen gleich zum Krankenhaus gehen und eine Ambulanz bestellen, wenn die Leute eine haben. Nehmen Sie das Protokoll und kommen Sie mit zum Boot hinab. Dort kommt auch schon der Tafeldecker mit dem Kreisarzt an."

Der Polizeibeamte Jensen erhob sich eilig, um die Ambulanz zu bestellen.

„Aber, Jensen," rief ihm Skram nach, „zu keinem ein Wort darüber reden! Die Sache muß geheim bleiben, solange es möglich ist. Ich will nicht, daß die Blätter schon vor Zeiten mit ihrem Gewäsch beginnen."

Der Kreisarzt trat ein.

Skram reichte ihm die Hand.

„Das ist ja entsetzlich," sagte der Doktor, „und ich bin gestern abend eine ganze Stunde lang mit ihm spazieren gegangen und hab' nachher noch Billard mit ihm gespielt, ohne etwas an ihm zu merken!"

„Hm," sagte Skram, „ich habe ihm gestern abend ein Testament aufsetzen müssen, und da schien es mir allerdings, daß er Eile habe, mit der Sache zu Streich zu kommen. Und wenn ich noch in Betracht ziehe, was er mir gestern abend erzählte, so bin ich über seine Tat gar nicht sonderlich erstaunt. Jetzt gilt es bloß, den Grafen und die Gräfin gegen das Gerede der Leute und das Gewäsch der Zeitungen zu schützen."

Der Sekretär stand mit dem Protokoll in der Hand zum Gehen bereit, und so begaben sich die drei Herren zum Boot hinab, das der alte Ole Hansen schon losgebunden hatte.

Während sie über den Graben ruderten, sagte Skram lächelnd zum Kreisarzt: „Ich kann Ihnen übrigens etwas Erfreuliches mitteilen: Sie sind zum Vollstrecker der Erbmasse ernannt, die sich auf sechs- bis siebenhunderttausend beläuft; das Honorar ist also schon ganz mitnehmenswert.“

„Ich?“ fragte der Doktor und öffnete den Mund vor Erstaunen.

„Ja, Sie und meine Wenigkeit. Sie haben Biffert gestern abend mit Ihrer Soziologie imponiert; Sie wissen ja, die Wissenschaft macht sich bezahlt. Wenn wir erst mit der Leichenschau fertig sind, werden Sie etwas Interessantes zu erfahren bekommen. Doch davon später.“

Schweigend ruderten sie weiter.

Die Leiche des Kammerjunkers lag entkleidet im Bett — lang auf dem Rücken ausgestreckt wie im Schlaf, den Kopf halb von der Wand abgekehrt. An der linken Seite des Halses saß eine klaffende Wunde, der rechte Arm hing zur Seite hinab und seine Hand hielt ein blankes, mit Blut beflecktes Barbiermesser lose zwischen den Fingern. Das Laken war mit Blut benetzt und einiges davon über die Bettkante auf den Boden getropft.

Der Arzt trat ans Bett und beugte sich über den Toten. Die Gesichtszüge des Kammerjunkers waren ruhig, seine Augen fest geschlossen, so daß es aussah, als schlafe er; nur die Nase trat scharf hervor, und der Bart zeichnete sich grauschimmernd über dem fest geschlossenen Munde ab. Doch wenn man von der Wunde am Halse absah, hatte der Tote nichts Unheimliches an sich.

„Skram,“ sagte der Doktor, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte, „da stimmt etwas nicht.“

Skram trat näher und betrachtete den Leichnam.

„Sehen Sie, er hat sich wie ein rechter Dummkopf benommen," fuhr der Doktor fort, „wenn man sich den Hals abschneiden will, so tut man es doch hier an der Seite, wo die Pulsader liegt. Dieser Schnitt aber liegt ungefähr in der Mitte, von links beginnend, und ein solcher Schnitt verursacht nimmermehr den Tod. Und dann sehen Sie das Blut! Das ist ja gar nichts, kaum ein kleines Waschbecken voll, während es nach einem solchen Schnitt in Strömen geflossen sein müßte. Ich kann nicht begreifen, wie dieser Schnitt ihn getötet haben soll. Vielleicht, daß er sich die vena jugularis verletzt hat, was seine Folgen für die Lungen gehabt hätte; das kann ich indes erst feststellen, wenn ich die Leiche geöffnet habe. Aber so sieht die Sache höchst merkwürdig aus. Der Mund ist auch ganz geschlossen. Und die Augen — na, ja, das gibt sich wohl noch. Das Messer hält er ganz regelrecht in der rechten Hand, leicht gefaßt — sehen Sie, es hängt bloß zwischen den Fingern."

Skram wandte sich um. Im Zimmer stand außer ihnen nur der Sekretär Holm.

„Das ist wahr," sagte Skram, „Jensen kann noch nicht zurück sein; denn der Weg außen um die Stadt herum und über den Schloßgraben ist lang. Wo ist Ole Hansen?"

„Hier," rief der Tafeldecker aus dem Vorzimmer.

„Dann kommen Sie herein," sagte Skram.

„Kann ich nicht davon befreit werden?" erwiderte der Tafeldecker ängstlich. „Ich bin schon ein alter Mann, und Jörgen ist ja auch da."

„Jörgen," rief Skram — doch dann überlegte er einen Augenblick lang. — „Nein, das geht doch nicht. Wir müssen warten, bis Jensen kommt."

„Jörgen paßt doch aber sehr gut zum Zeugen," meinte der Arzt.

„Er ist derjenige, der die Leiche gefunden hat," sagte Skram, „und wird daher schon deswegen für

sich allein vernommen. Zum Zeugen können wir ihn nicht brauchen. — Kommen Sie herein," rief er dann Jörgen zu.

Dieser trat ein.

Skram sah ihn fest an.

„Haben Sie den Kammerjunker tot aufgefunden?"

„Ja," antwortete der Diener, dessen Antlitz unbeweglich, aber sehr ernst war.

„Und Sie haben nichts an der Leiche verändert?"

„Nein, Herr Amtsrichter."

Skram sah ihn forschend an, dann versetzte er ruhig:

„Konnten Sie den Kammerjunker leiden, während er noch lebte?"

Jörgen hob den Kopf hoch und erwiderte fest: „Nein, Herr Amtsrichter, denn er war ein sehr schlechter Mensch und hat uns alle geärgert. Mag ihm der Herr jetzt gnädig sein."

Der Kreisarzt stutzte.

„Gut, Jörgen," sagte Skram, „gehen Sie in die andere Stube."

Nachdem sich die Türe hinter ihm geschlossen, beugte sich der Arzt über die Leiche. „Die Vene muß durchschnitten sein," sagte er, „denn bei einem Schnitt in die Pulsader wäre das Blut bis zur Decke gespritzt. Ich kann die Sache nicht begreifen, aber natürlich liegt Selbstmord vor; es kann nur Selbstmord sein."

„Davon bin ich auch überzeugt," sagte Skram. „Ich fragte Viffert selbst gestern abend, ob er daran denke, und ich hatte allen Grund zu einer solchen Frage. Über die Motive können wir ja später noch reden. Außerdem aber hatte er ein Herzleiden. Davon wissen Sie wohl?"

„Nein," versetzte der Arzt — „er hat niemals darüber mit mir gesprochen. Er hielt nichts von den Ärzten, wie er sagte. — Herzkrank soll er gewesen sein?" fügte er kopfschüttelnd hinzu.

Skram fuhr fort. „Der Gedanke liegt nahe, daß er in der Nacht einen Anfall bekommen und aus

diesem Grunde und den andern Motiven seinem Leben ein Ende gesetzt hat.“ — —

Der Polizeibeamte meldete sich nunmehr, und so nahmen sie ein Protokoll über den Toten und seine Lage im Bett auf.

Skram nahm darauf das Barbiermesser betrachtend in die Hand und drehte es so, daß die Sonne sich in der breiten Klinge spiegelte.

„Komisch,“ sagte er, „gestern abend erzählte er mir noch, daß er kein Barbiermesser in der Hand halten könne, weil er fürchte, vielleicht Lust zu bekommen, sich die Kehle abzuschneiden, und als er gestern dieses Messer vom Grafen zum Geschenk erhielt, sagte er — —“

Skram schwieg plötzlich, wandte sich dann um und ging zum Toilettentisch, auf dem das Etui mit den Messern stand.

„Sehen Sie mal, Herr Kreisarzt, da liegt Methode darin; auf dem Rücken dieses Messers steht Tuesday. Und heute ist auch richtig Dienstag. Er hat Ordnung in den Dingen haben wollen. Da können Sie die anderen Messer sehen.“

Damit öffnete er das Etui und schaute die Messer an. Doch plötzlich ergriff er den Kreisarzt beim Arm.

„Doktor,“ rief er erstaunt, „was ist das? — — Sehen Sie her — gestern abend habe ich selbst die Messer im Etui gesehen, und da waren sie alle mit den Namen der Tage von Sonntag bis Sonnabend versehen. Hier ist nun das Messer, das wir in Vifferts Hand gefunden haben.“

Skram hatte seine Stimme zum Flüstern herabgedämpft. Der Sekretär und Jensen standen im Vorzimmer, wo sie das Protokoll auf dem Tisch ausgebreitet hatten.

„Herr Kreisarzt, die Sache stimmt nicht,“ sagte Skram. „Sehen Sie sich die Messer an, die hier im Etui liegen; auf ihnen steht: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch — — — Donnerstag fehlt — Freitag und Sonnabend. Donnerstag fehlt, und auf

dem Messer, das ich hier in der Hand halte, mit dem Biffert sich den Hals abgeschnitten haben soll, steht Dienstag!"

Der Kreisarzt begriff nicht.

„Ja, sehen Sie," fuhr Skram in demselben gedämpften Tone fort, „ich habe diese Messer gestern abend selbst im Etui gesehen; und ich weiß bestimmt, daß sie alle mit dem Namen der Wochentage versehen waren. Hier sind nun zwar auch sieben Messer, aber zwei davon sind mit Dienstag gekennzeichnet, während das Donnerstagmesser fehlt."

„Ich begreife nicht," sagte der Doktor, „wie das möglich ist."

Skram flüsterte jetzt ganz leise. — „Unten auf dem Toilettentisch des Grafen steht genau solch ein Etui mit Messern wie dieses hier, und ich sage Ihnen, in dem werden Sie zwei Donnerstagmesser, aber dafür kein Dienstagmesser finden. Verstehen Sie jetzt?"

Der Arzt war bleich geworden. — „Das bedeutet . . ."

„Mord," vollendete Skram. „Der Mann da hat nicht Selbstmord begangen; sondern ist ermordet worden."

Der Kreisarzt schritt langsam zum Bett hin.

Skram fuhr fort. „Ich erinnere mich deutlich, daß Biffert mir gestern abend im Scherz vormachte, daß er sich den Hals abschneiden werde; und dabei führte er die Hand ganz richtig über die Pulsader an der rechten Seite, nicht aber wie der Schnitt ausgeführt ist, über die Mitte."

„Wer kann es aber begangen haben?"

Skram schwieg eine Weile lang.

„Herr Doktor Kühn," sagte er dann. „Sie und ich, wir sind Amtspersonen, und wir haben unsere Pflichten; außerdem sind wir die Vollstrecker des Testaments. Ich werde sicher meine Pflicht tun, aber ich sage Ihnen schon jetzt — wäre ich frei und ohne amtliche Verantwortung, dann würde ich diese Sache als Selbstmords-

sache schließen. Ich weiß, was Sie sagen wollen, Doktor Kühn, aber Sie brauchen es nicht zu sagen. Ich kenne meine Pflicht und werde danach handeln. Bloß um das eine bitte ich Sie: bewahren Sie Stillschweigen über unsere Entdeckung, denn eben nur dann kann ich meine Pflicht tun. Wir nehmen eine gesetzmäßige Leichenschau vor und geben Selbstmord als Todesursache an. Alle Umstände zeugen dafür. Verstehen Sie mich recht, nur dann kann meine Untersuchung von Erfolg begleitet sein, wenn der Täter sich in Sicherheit glaubt. Nur Sie und ich — und der Täter wissen, daß es Mord ist. Für alle anderen ist es Selbstmord."

Der Arzt nickte schweigend. —

Noch vor Rückkehr des Grafen von seinem Ausflug war die Leichenschau beendet und der Körper des Kammerjunkers auf einer Bahre ins Krankenhaus gebracht worden, wo der Kreisarzt die Obduktion vornehmen wollte.

Das furchtbare Begebnis konnte nicht verborgen bleiben, und gegen Nachmittag redete die ganze Stadt von dem Selbstmord des Kammerjunkers. Vom Schloß her aber war nichts zu erfahren, und das Kreisamt verweigerte jede Auskunft.

II.

Skram war ein tüchtiger Jurist, der seine Examina glänzend bestanden hatte. Seine Erziehung hatte in den Händen eines Vaters gelegen, der selbst ein hervorragender Jurist war. Von frühester Jugend an hatte er im Hause seines Vaters Gelegenheit gehabt, die berühmtesten Richter des Landes zu sehen und zu hören. Er selbst war beim Kopenhagener Amtsgericht und darauf fünf Jahre lang beim Justizministerium tätig gewesen. Er verstand seine Sache gut und war außerdem ein gebildeter und sehr belesener Mann, der das Studium von Verbrechen zu seinem Lebensstudium

gemacht hatte, aber auch gleichzeitig seine Zeit zum Studium von Menschen benutzte.

Skram war Aristokrat; er gehörte einem alten dänischen Adelsgeschlecht an; sein Vater war konservativ, und das war er, wenigstens in politischer Hinsicht auch. — —

Was die Sache betraf, die er jetzt vornehmen wollte, so fühlte er, daß diese das Einsetzen seiner ganzen Kraft verlangte. Unter Bewahrung völligen Stillschweigens nach außen hin mußte sie geführt werden. Er war überzeugt davon, daß hier ein Mord vorlag, aber dennoch beeilte er sich nicht, seinen Verdacht gegen eine bestimmte Person zu richten, ja, er kämpfte sogar dagegen an, um nicht eine falsche Spur zu betreten. Er mochte mit keiner Hypothese beginnen, deren Wurzel in einem Umstand außerhalb der Situation, wie er sie zuerst vorgefunden hatte, zu suchen war. Dadurch, daß er jeden Verdacht zurückwies, schloß er von vornherein jeden Fehlgriff aus. Auf schnelles Handeln kam es hier nicht an, denn verwischt konnte die Spur, die er gefunden hatte, nicht werden. Sie bestand nur aus einem Umstand, der aufgeklärt werden mußte — aus einem einfachen, beweglichen Gegenstand — dem gefundenen Barbiermesser, das auf seinem Rücken den Tagesnamen Dienstag trug! Und das einzige, was er jetzt tun konnte, war, daß er das Etui sowie das Messer, das in des Toten Hand gesteckt hatte, an sich nahm.

Während Jörgen bei der Tragbahre beschäftigt war, ging Skram hastig die Turmtreppe hinab, die zu den Schlafzimmern im ersten Stockwerk führte. Er öffnete die zur Wohnung führende Tür und stand im Schlafgemach der Gräfin, das unmittelbar unter Vifferts Wohnzimmer lag.

Das Zimmer war mit reichlichem und stilvollem Luxus ausgestattet. Niemand war zugegen, und Skram, der die Wohnung bereits früher gesehen hatte und sie daher kannte, schritt eilig zu der gegenüber-

liegenden weißlackierten Tür, durch die er ins Ankleidezimmer des Grafen trat.

Hier stand ein großer Toilettentisch dem Fenster gegenüber. Auf dem weißen Tuch, das ihn bedeckte, lagen Bürsten, Kämme und allerhand kostbare Toilettengegenstände — mitten unter ihnen neben einem blanken Metallschälchen auch ein Barbiermesser, das genau dem glich, das er im Zimmer des Kammerjunkers gefunden hatte. Er nahm es betrachtend in die Hand — — auf dem Rücken der Klinge stand Donnerstag!

Skram schaute sich in der Stube um. Alles war in strenger Ordnung gehalten, denn dem Grafen war jede Unordnung zuwider. Auf einer Etagere am Fenster erblickte Skram einen kleinen Kasten, der genau dem Etui glich, das er in der Hand hielt; er trat zur Etagere hin und öffnete das Kästchen, und wie es sein mußte, so war es: in diesem Etuis lag noch ein zweites Donnerstagmesser, während das Dienstagmesser fehlte.

Skram zögerte einen Augenblick lang; es war augenscheinlich, daß der Graf das Rasieren bis auf spätere Zeit verschoben hatte; denn die kleine Metallschale war noch unbenutzt, und das Messer anscheinend erst zum Gebrauch hervorgeholt worden. Demnach hatte der Graf die Absicht, nach seiner Rückkehr seine Toilette zu vollenden, und er mußte dann entdecken, daß es nicht das richtige Messer war, er mußte entdecken, daß eine Umwechslung zweier Klingen stattgefunden hatte und dann — — — In einem Falle würde er schweigen, in einem Falle, den Skram bereits in Betracht gezogen, doch unter die anderen Vermutungen zurückgewiesen hatte. In allen anderen Fällen würde er reden.

Skram überlegte. Würde es sich nicht empfehlen, das richtige Messer an die Stelle des falschen zu legen? Sowohl er als auch der Kreisarzt hatten ja den verdächtigen Fall konstatiert; er gehörte bereits zu den Akten. Insofern also würde das Umwechseln der

Messer nicht schaden, doch in diesem Falle griff Skram das Beweismaterial an und ließ einen Anhaltspunkt fahren, der unter Umständen von großem Nutzen sein konnte.

Was sollte er tun?

Er wandte sich hastig um und eilte durchs Zimmer der Gräfin zur Wendeltreppe zurück, die nach Bifferts Zimmer führte. Als er ins Turmzimmer eintrat, stand der Kreisarzt allein vor dem Bett und untersuchte die blutbefleckten Bettstücke.

„Doktor," sagte Skram, „kommen Sie mit."

Sie schritten nun zum Ankleidezimmer des Grafen hinab, und während der Doktor verständnislos danebenstand, tauschte Skram die Messer um, so daß die Klinge, die jetzt auf dem Toilettentisch lag, den Vermerk Dienstag trug, wie es der Ordnung entsprach.

„Doktor," sagte Skram, „ich habe nicht Zeit, Ihnen den Grund dieses Tuns zu erklären, ich will Ihnen jetzt bloß sagen, daß ich meine Gründe dazu habe. Ich deute hier mit Bleistift die Stelle des Tisches an, auf der wir das Messer fanden; dieses stecken wir nunmehr in Bifferts Etui, in das es sicher hineingehört. Ich bitte Sie, genau darauf zu achten. Warum ich dies tue, werde ich Ihnen später erklären. Wir können ja jetzt nach Hause gehen, und wenn Sie bei mir frühstücken wollen, werde ich mit ein paar Worten versuchen, Sie in die ganze Situation hineinzuversetzen. Das Barbiermesser ist in Wirklichkeit die einzige Grundlage meines ganzen Wissens in dieser Sache. Diese kann außerordentlich einfach und simpel sein und bis Sonnenuntergang ihre Erklärung gefunden haben. Aber ebenso gut kann sie sich auch sehr verwickelt gestalten und Ihnen und mir viel zu denken aufgeben, bevor wir sie abschließen können. Kommen Sie, wir wollen gehen; hier können wir ja doch nichts weiter ausrichten."

So gingen sie.

III.

Der Kreisarzt frühstückte richtig bei Skram, und während der Mahlzeit sprachen sie über die Sache. Skram gehörte nicht zu denen, die gleich allen ihr volles Vertrauen schenken, aber in dieser Sache war der Kreisarzt sein Mitwisser, der einzige, den er in sein Geheimnis einweihte. Dazu kam, daß Doktor Kühn, der vertretungsweise auch als Gemeindephysikus fungierte, der einzige amtliche Arzt war, der mit dieser Sache zu tun bekam. Er war ein freisinniger und vorurteilsloser Mann, ein Mensch, auf den Skram in jeder Hinsicht rechnen konnte. Aufs höchste interessiert lauschte er den Berechnungen des Richters und brummte ab und zu mißbilligend oder beistimmend.

Als sie im Gartenzimmer beim Kaffee saßen, fragte der Doktor: „Was wollen Sie nun eigentlich tun?"

„So wenig als möglich," erwiderte Skram. „Am meisten Lust hätte ich, mich bei der Bezeichnung ‚Selbstmord' zu beruhigen. Viffert war mir immer zuwider, und sein Tod ist ihm außerdem nicht unerwartet gekommen. Schließlich gereicht sein Ableben keinem Menschen zum Verdruß, sondern im Gegenteil allen, die davon überhaupt berührt werden, zum Nutzen und zur Freude, Sie, lieber Doktor, und mich nicht ausgenommen. Nun ist es jedoch eine komische Eigenschaft von uns Menschen, daß wir rein instinktmäßig aus dem Selbsterhaltungstrieb der Gesellschaft heraus uns gegen jede Art von Verbrechen wehren. Mir würde selbst als Laien unzufrieden und unbehaglich zumute sein, wenn ich wüßte, daß ein Mord in aller Stille als Selbstmord ad acta gelegt werde. Als Amtsperson nun gar kann ich mich ganz und gar nicht da hineinfinden, und als Behörde dieses Ortes bin ich ja geradezu gezwungen, mich weiter mit der Sache zu befassen."

„Das wollen Sie also auch tun?"

„Selbstredend."

„Aber wo beginnen?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte Skram. „Sehen Sie, Viffferts Zimmer liegt in der zweiten Etage, und die Tür zum Korridor war wie immer fest verschlossen. Die Tür dagegen, die aus demselben Zimmer auf die Wendeltreppe führt, war nicht verschlossen. Er hat mir einmal selbst erzählt, daß er es nicht liebe, bei offenen Türen zu schlafen, aber sich anderseits auch davor fürchte, bei einer etwaigen Feuersgefahr im Schlafe verbrannt zu werden, weil niemand zu ihm hätte dringen können; er schlief nämlich auffallend fest. Ja, der gute Viffert war sehr besorgt um sein Leben, aber hier auf der Edelsburg — das gestand er selbst ein — fühlte er sich einigermaßen sicher, denn seine Tür zum Korridor konnte er verschließen, die Tür zur Wendeltreppe dagegen ruhig offenstehen lassen. Aufwärts führt diese Treppe ja nur zum Zimmer der Kammerjungfer Leonie, abwärts aber zum Schlafzimmer der Gräfin, das nach dem Korridor zu ebenfalls stets verschlossen ist. In der untersten Etage schließlich liegt an der Treppe nur das Dienerzimmer, in dem Jörgen mit dem Dienerburschen John wohnt. Sehen Sie, in dieser Gruppierung haben wir alle Personen bei einander, die für einen Verdacht in Frage kommen. John will ich aus dem Spiel lassen.“

„Und die Gräfin?“ fiel der Doktor ein.

„Selbstredend auch die Gräfin. — Es bleiben demnach: der Graf, Jörgen und Leonie. Von diesen ist vor allen Jörgen verdächtig. Freilich ist er ein tüchtiger Mensch, über den nichts Unvorteilhaftes bekannt ist, aber er ist der letzte, den ich mit Viffert zusammen gesehen habe, und zugleich derjenige, der den Toten gefunden hat. Außerdem hat er selbst — und auch Viffert — von dem leicht begreiflichen Haß, den er gegen den Ermordeten hegte, geredet. Ich habe selbst gehört, wie Viffert ihm erzählte, daß er nach dem Tode des Kammerjunkers ein wohlhabender Mann sein würde,

und Biffert schlug ihm dabei scherzweise selbst die Methode vor, nach der er den Erblasser umbringen sollte, wie es jetzt ja auch geschehen ist. Und da Jörgen gerade derjenige ist, der das Messer des Grafen bereit zu legen hatte und auch das Etui auf den Toilettentisch des Kammerjunkers gesetzt hat, so kann ihm sehr leicht die Idee gekommen sein, die Messer nach dem Morde umzutauschen, um das Verbrechen zu verbergen. Der einzige schwierige Punkt hiebei ist, daß er bei der Umwechslung die Tagesnamen nicht beachtet haben sollte. Dies Versehen ist jedoch insofern erklärbar, als die englischen Namen Tuesday und Thursday von einem Manne, der wie Jörgen nicht englisch versteht, leicht verwechselt werden können. Seine Unwissenheit erklärt auch den ungeschickten Schnitt. Es war ihm leicht, sich ins Zimmer des Kammerjunkers zu schleichen, und ebenso leicht, sich wieder hinabzuschleichen. Wie Sie sehen, liegt ein prächtiges Indizienmaterial vor, das durchaus genügen würde, eine augenblickliche Verhaftung vorzunehmen. Der arme Jörgen ist im Grunde genommen ganz wehrlos, und daher nehme ich es auch nicht eilig mit seiner Verhaftung.

Was seine Liebste betrifft, so liegt die Sache derart, daß man sie nicht gut von dem Verdachte der Mitwissenschaft befreien kann. Die Idee zu der Tat kann leicht in ihrem fixen, kleinen Kopf entstanden sein, und sie hat sich in den schönen dänischen Diener sicher ebenso sehr vergafft, als ihr der gräsige Kammerjunker, mit dem sie sich nur aus finanziellen Gründen abgab, zuwider war. Sie können mir glauben, lieber Doktor, in neun von zehn Fällen würde es nicht nur klug gehandelt, sondern einfach meine Pflicht sein, hier mit Verhaftungen vorzugehen. Arrest, Verhör, Aufwicklung der Indizien und des ganzen Tatbestandes könnten in acht Tagen mit Glanz erledigt sein!"

„Warum tun Sie es dann nicht?" fragte der Doktor aus einer mächtigen Rauchwolke heraus.

„Weil Sie es auf eine solche bloße Vermutung hin

ebenfalls nicht tun würden. Keiner von uns mag einen Justizmord begehen, und außerdem haben wir uns bisher nur mit den Leuten der Dienerstube und der Mansarde beschäftigt. Die Herrschaft im ersten Stock haben wir ganz außer acht gelassen!"

„Tja!" rief der Doktor, stutzig geworden.

„Wir nahmen vorhin die Gräfin aus. Schön, das will ich auch jetzt tun. Nicht etwa, weil sie am Tode Bifferts kein Interesse hätte, denn sie ist ja seine Erbin. Aber es ist mir einfach unmöglich, mir die Gräfin Polly als — Lady Macbeth vorzustellen. Wenn ich sage unmöglich, so meine ich damit, daß dieser Gedanke meine letzte Zuflucht ist, wenn alle Stränge reißen, und daß ich diesen Verdacht nur auf eine mündliche Unterredung mit ihr, nicht auf Vermutungen begründen will.

Mit dem Grafen dagegen ist es eine andere Sache. Er hat mir selber erzählt, daß er den Mann hasse; er bringt nämlich den Entschluß der Gräfin, ihn zu verlassen, mit Biffert in Verbindung. Er hat sich — als Hirtennatur, die er Ihrer Theorie nach ist — sicher oft mit dem Gedanken beschäftigt, Biffert aus dem Wege zu räumen, und von der Überlegung zur Handlung führt nur ein Schritt. Um das Zimmer Bifferts nachts zu erreichen, mußte der Graf freilich das Schlafgemach der Gräfin passieren, aber dieses ist zweifellos nach seinem Zimmer zu unverschlossen gewesen. Schwerer läßt sich der Umstand mit den Messern erklären. Seiner ganzen Natur nach zu urteilen, dürfte er ein solches Versehen kaum begangen haben. Daß er sich, als er zur Tat schritt, mit einem Messer bewaffnet haben möchte, traue ich ihm schon zu, doch daß er sich hinterher dadurch kompromittiert haben sollte, daß er ein falsches Messer aus dem Etui nahm, das traue ich ihm nicht zu. Es ist, wie gesagt, ein schwieriger Punkt. Und wenn ich vorhin die Messer auf dem Tisch des Grafen umtauschte, so geschah es in der Absicht, ihm eine Falle zu stellen."

„Sie halten ihn also wirklich für den Täter, ihn, den edlen, rechtsinnigen Grafen Henrik?“

„Den Hirten, ja,“ sagte Skram lächelnd. „Aber ich sagte Ihnen ja schon, daß ich einen bestimmten Verdacht auf niemand werfe. Ich meine bloß, daß er Grund zu dem Mord gehabt haben kann. In diesem Fall muß er so aufgeregt gewesen sein, daß er aus reiner Nervosität den Fehler begangen hat, als er das Messer umtauschen wollte. Wenn er nun nach seiner Rückkehr von der Ausfahrt das eigene Messer benutzte, so würde er nicht umhin können, den Fehler zu entdecken, und demzufolge gründlich auf seiner Hut sein. Ich weiß ganz genau, daß ich gestern abend die sieben Klingen mit den Tagesnamen gesehen habe, aber was würde einem Manne wie dem Grafen Henrik Eisenbart gegenüber, der Lehensgraf, Kammerherr und Danebrogritter ist, der Verdacht eines jungen, soeben ernannten Richters zu bedeuten haben, der sich zu behaupten unterfängt, nachdem er ein Diner von acht Gerichten nebst den dazu gehörigen Weinen und Whiskys mit Soda eingenommen, mitten in der Nacht ein paar mattgeschliffene Namen auf einigen Barbiermessern gesehen zu haben? Und anders ist es doch in Wirklichkeit nicht!“

„Nein,“ sagte der Doktor, „da haben Sie recht. Aber anderseits sehe ich auch gar nicht ein, inwiefern die von Ihnen vorgenommene Umwechslung der Messer die Sache verbessert?“

„Dadurch erreiche ich etwas sehr Wichtiges: ich verhindere, daß Jörgen, der ja auch der Täter sein kann, aber, falls der Graf die Tat begangen hat, völlig unschuldig ist, in ein Gespräch über die Messer hineingezogen wird. Beide zusammen sind sie wohl kaum schuldig, und so würde es nicht zu umgehen sein, daß sie über den merkwürdigen Umstand, daß im Etui des Grafen zwei Donnerstag-Messer stecken, miteinander reden. Und das will ich verhindern; es soll über diese Messer nicht eher geredet werden, als

bis der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Der Schuldige, der den Tagesnamen auf dem Messer nicht beachtet haben kann — denn sonst hätte er das Versehen nicht begangen — soll nicht Gelegenheit haben, über die Messer zu reden, und der Unschuldige soll in dem Glauben verbleiben, daß Selbstmord vorliege — bis ich selbst über den Mord zu reden beginne!"

„Das kann sich freilich als klug erweisen," sagte der Doktor, „aber ich glaube dennoch, daß die Messer ein vorzüglicher Anhaltspunkt sind."

„Für mich, für uns, ja," unterbrach ihn Skram. „Sie liefern uns die nahezu absolute Gewißheit, daß ein Mord begangen worden ist. Ich kann mich nicht irren, das weiß ich bestimmt, denn ich habe die Namen gestern abend deutlich gelesen. Aber es besteht ein Unterschied zwischen den Momenten, die dem Wissen des Richters zu Grunde liegen, und den Momenten, die für Dritte einen Beweis bedeuten. Aus diesem Grunde erleiden zahlreiche Untersuchungsrichter mit Unrecht Schiffbruch in der öffentlichen Meinung, die mit Mißtrauen auf die Richtervermutungen sieht. Ich verlange niemals, daß andre an die Beweisgründe glauben, die ich nur mit meinen Augen sehe. Was ich zu tun habe, ist: die Messer so auszuspielen, daß die Aussagen der Verdächtigen sie selber verraten, weil sie meine Ansichten bestreiten und ich kein Interesse habe zu lügen."

„Wollen Sie die Messer denn jetzt noch nicht ausspielen?" fragte Kühn.

„Nein," erwiderte Skram, „ich will heute — und vielleicht auch noch morgen — Vifferts Tod für Selbstmord gelten und keinen Verdacht durchblicken lassen. Ich will nicht als Richter, sondern als Freund des gräflichen Hauses mit allen Bewohnern des Schlosses reden und von dem Barbiermesser ganz und gar schweigen. Und es müßte merkwürdig zugehen, wenn ich nicht vermittels der scharfgeschliffenen Waffe, die ich in der Reserve habe, bereits morgen mit aller Gewißheit davon reden könnte, worüber wir uns jetzt

nur in schlecht fundierten Hypothesen ergehen können. Nehmen Sie nun die Obduktion vor; es ist wohl am besten, gleich jetzt die Sache zu besorgen, bei der ich ja nicht zugegen sein brauche. Dann will ich heute mit dem Grafen und der Gräfin reden und auch Jörgen und Leonie verhören."

So schieden die beiden Herren und gingen an ihre Arbeit.

IV.

„Der Herr Amtsrichter mögen entschuldigen, aber der Herr Graf ist eben dabei, sich umzukleiden."

Skram stand in der Vorhalle des Schlosses Jörgen gegenüber, den er hatte rufen lassen.

„Ganz gleich," sagte Skram, „heute kann ich darauf nicht Rücksicht nehmen. Ich muß den Grafen sogleich sprechen."

„Der Herr Graf ist gerade dabei, sich zu rasieren," sagte Jörgen etwas unwillig; „es ist unmöglich, ihn zu stören. Aber ich werde den Herrn Amtsrichter sofort melden."

„Sie bleiben hier," versetzte Skram kurz und schob den Diener beiseite. Nicht um alles in der Welt wollte er sich diese Gelegenheit entgehen lassen.

Hastig eilte er die Treppe hinauf und stand gleich darauf vor der Tür, die zum Ankleidezimmer führte. Nach einem kurzen, kräftigen Klopfen trat er ein.

Der Graf stand vor dem Spiegel. Die eine Hälfte seines Gesichtes war eingeseift, und in der Rechten hielt er ein Barbiermesser. Er blickte Skram etwas verwundert an, aber er war doch ein zu wohlerzogener Mann, als daß er seiner Verwunderung Ausdruck gegeben hätte.

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Graf," sagte Skram, „aber nach dem, was vorgefallen ist, muß ich Sie dringend sprechen."

Der Graf machte nicht die geringste Andeutung darüber, daß der Amtsrichter doch wenigstens so lange

hätte warten können, bis er den Schaum vom Gesicht entfernt habe, sondern deutete auf einen Stuhl und sagte lächelnd: „Wenn ich hiemit bloß erst fertig wäre! Wir haben ja heute genug Unglück mit einem Barbiermesser gehabt.“ Und ernster fügte er hinzu: „Um eins möchte ich Sie bitten, Skram, betrachten Sie alles, was ich gestern sagte, als nicht gesagt. Über die Toten nur Gutes, und am Grabe senkt man den Degen.“

Skram nahm Platz und betrachtete den Grafen der jetzt anfing, das Messer über die linke, unbarbierte Wange zu führen, von der Seite.

„Da haben Sie sich ja geschnitten, Herr Graf,“ sagte Skram. „Das ist doch hoffentlich nicht meine Schuld? Sonst bitte ich tausendmal um Entschuldigung.“

Der Graf ließ die Hand mit dem Messer sinken. „Nein,“ sagte er, „das tat ich, bevor Sie kamen. Es pflegt mir übrigens sonst niemals zu passieren, daß ich mich schneide, und seltsamerweise steht es auch noch mit dem armen Biffert in Verbindung.“

„Inwiefern denn?“ fragte Skram und hielt vor Spannung den Atem an.

Der Graf wies auf den Toilettentisch, und Skram sah nun, daß ein zweites Messer auf der Platte lag, dessen Klinge im Seifnäpfchen ruhte.

„Ja, sehen Sie, gestern schenkte ich Biffert die unglückseligen Messer, von denen er eines zu seiner schrecklichen Tat benutzt hat. Ich sandte Jörgen gestern abend damit hinauf, und ich erinnere mich noch, daß ich sie vorher betrachtete. Aber dennoch kann ich nicht begreifen, wie das zugeht. Wir müssen einige Messer vertauscht haben, denn das Messer, das Sie dort liegen sehen, gehört in das andre Etui hinein.“

Skram erhob sich mit einem Ruck und griff nach der Klinge.

Der Graf fuhr fort: „Meine eigenen Messer gleichen allerdings genau denen, die ich Biffert schenkte; ich hatte sie bloß zu meinem eigenen Gebrauch noch einmal extra abziehen lassen. Wollen Sie sehen, diese

Klinge ist um eine Kleinigkeit — eine ganze Kleinigkeit — schmäler als die andre. Daher kam es, daß ich, der ich an diese Messer gewöhnt bin, mir mit dem andern einen kleinen Schnitt am Kinn beigebracht habe. Es hat absolut nichts zu bedeuten; das Merkwürdige beruht bloß darin, daß es gerade heute passiert und daß wir die Messer vertauscht haben müssen."

Skram lauschte atemlos.

„Ich halte streng darauf, daß Jörgen immer das Messer bereit legt, das dem Tage entspricht; wie Sie sehen, steht Tuesday auf der Klinge dort. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß Jörgen gestern unter den Messern der beiden Etuis herumgekramt hat; der Unterschied ist ja auch nicht leicht zu bemerken."

„Die Messer, die Viffert erhielt, stimmen also nicht ganz mit diesen überein?"

„Nein, das liegt am Abzug, aber sie sind auch gut, und —" fügte er ernst hinzu, „haben sich ja leider als brauchbar erwiesen. Hätte ich gewußt, was Viffert vorhatte, dann hätte ich sie ihm nicht gegeben."

„Sie sind also ganz sicher darin, Herr Graf, daß dieses Messer in Vifferts Etui hineingehört?"

„Ja, ohne jeden Zweifel. Das hab' ich gleich gesehen. Ich werde es Jörgen sagen, denn ich mag es nicht gern haben, daß die Messer vertauscht werden."

Skram legte die Klinge auf den Tisch.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," sagte er, „aber als Polizeiverwalter muß ich Sie bitten, hierüber nichts zu Jörgen zu reden!"

„Was meinen Sie?" rief der Graf erstaunt.

Skram räusperte sich. „Ja," sagte er, „ich habe Ihnen zu berichten, Herr Graf, daß durch einen ganz wunderbaren Zufall der Kammerjunker sich gerade mit einem Dienstag-Messer verletzt hat. Das Messer wie auch das Etui muß daher vorläufig in den Händen des Gerichts bleiben — also bei mir. Jörgen kann die Umwechslung daher nicht vornehmen, und ich muß

als Polizeimeister verlangen oder — richtiger, Sie bitten, niemand ein Wort darüber zu sagen."

Der Graf betrachtete Skram mit höchst erstauntem und ganz verständnislosem Blick, und dieser glaubte daher, sich noch eingehender erklären zu müssen.

„Selbstredend liegt durchaus nicht der Verdacht vor, Biffert habe etwa nicht Selbstmord begangen. Im Protokoll ist nichts darüber bemerkt worden, aber es dreht sich nun einmal um den Tod eines Menschen, und wir müssen alle Möglichkeiten offen lassen. Der Umstand, daß der Selbstmord nicht mit einem Messer aus Bifferts Etui, sondern mit einem, das in Ihr Etui hineingehört, begangen wurde, ist an sich vielleicht bedeutungslos, aber mir als der Polizeibehörde hat nichts bedeutungslos zu sein."

Der Graf begann zu verstehen.

„Sie glauben doch wohl nicht, daß Jörgen ... aber das ist ja ganz ausgeschlossen!"

Skram unterbrach ihn. „Ich glaube durchaus nichts, Herr Graf, sondern möchte Sie bloß bitten, niemand ein Wort hierüber zu sagen, nicht einmal Ihrer Gnaden. Es tut nichts, wenn Sie und ich es allein wissen; ja, um Jörgens willen ist es sogar besser so, denn wenn es herauskäme, so könnte das sehr gefährlich für Jörgen werden. Sie erinnern sich wohl selbst, welche Worte gestern abend bei Tisch fielen. Ich brauche nur den Namen Leonie zu nennen."

Nun verstand der Graf alles.

„Sie haben recht, Skram, selbstredend haben Sie recht. Ich werde kein Wort sagen und das Messer werde ich selbst reinigen."

Skram fiel ein: „Wenn Jörgen es selbst entdecken und mit Ihnen darüber sprechen sollte, so wäre das der beste Beweis, daß er unschuldig ist."

„Unschuldig?" sagte der Graf. — „Sie glauben also dennoch —?"

„Nein," versetzte Skram, „ich glaube nichts, aber ich weiß, wenn derartiges in einem Hause wie dem

Ihrigen geschieht, so entsteht draußen immer sehr viel Gerede, und vom Hause selbst sollte nur so wenig als möglich in die Öffentlichkeit gelangen. — Doch nun will ich nicht weiter stören, Herr Graf — denn aus dem Rasieren wird es doch nichts, solange ich hier bin."

Skram lächelte und erhob sich. „Ich werde in der Bibliothek warten."

„Wie Sie wollen," sagte der Graf, „ich sehe schon, daß wir hierüber noch bedeutend mehr zu reden haben werden, als ich gedacht hatte."

„Vielleicht," erwiderte Skram. „Auf mich können Sie jedenfalls zählen, Herr Graf, wie ich in jeder Hinsicht Ihnen vertraue."

Der Graf neigte den Kopf und Skram ging.

Und während er langsam den breiten Korridor hinabschritt, sprach er leise vor sich hin: „Eins ist jetzt jedenfalls gewiß — e r ist nicht der Täter!"

Dann lenkte er seine Schritte den Zimmern Bifferts zu.

V.

Skram mußte zugeben, daß der Kammerjunker ein vorsichtiger Mann gewesen war. Die Gewißheit, daß seine Krankheit seinem Leben ein plötzliches Ende machen könne, ohne ihm Zeit zu Vorbereitungen zu lassen, hatte ihn veranlaßt, alles zu vernichten, was nach seinem Tode ihn selbst und andre kompromittieren könnte.

Jedenfalls fanden sich in seinen Behältern, die Skram sorgfältig durchsuchte, nur alte, bedeutungslose Briefe und Rechnungen vor. Seine Wertpapiere waren nach seiner Angabe beim Credit Lyonnais in Paris deponiert, von dem er einen Kreditbrief über eine bedeutende Summe, sowie ein Scheckbuch erhalten hatte.

Skram nahm das Scheckbuch zur Hand und blätterte darin, doch bei dem letzten abgerissenen Scheck hielt

er erstaunt inne: auf dem zugehörigen Abschnitt stand nämlich von Bifferts Handschrift geschrieben: Leonie Chaubert — zehntausend Franken und das Datum des vorangegangenen Tages.

Also hatte der Kammerjunker am vorigen Tage Leonie einen Scheck über zehntausend Franken geschenkt, was eine recht ansehnliche Belohnung für eine Zofe ist, selbst wenn man sich ihr verpflichtet fühlt.

Daß Biffert ihr für einen gewissen Fall einen weit größeren Betrag als Erbe ausgesetzt hatte, war ja bedeutungslos, denn daß ihr diese Erbschaft zufiel, hing von Umständen ab, die vielleicht niemals eintreten würden. Mit einer Heirat zwischen der Gräfin Polly und Sigismund Biffert konnte man noch nicht rechnen, da noch keine Schritte zur endgültigen Lösung ihrer ersten Ehe mit Graf Henrik getan waren. Die zehntausend Franken dagegen bedeuteten etwas Positives, sie waren bereits gezahlt.

Dieser Umstand redete nun aber stark dagegen, daß Leonie Mitwisserin des Mordes sein könne. Denn es hatte doch nicht der geringste Grund für sie vorgelegen, den Mann, der ihr soeben eine solche Summe geschenkt hatte, aus dem Leben zu schaffen, bevor das Geld von der Bank abgehoben war. Von der ihr unter Umständen zufallenden Erbschaft konnte sie auch nichts wissen, und jedenfalls würde sie kaum gerade zu dieser Zeit einen Schritt getan haben, um den Tod des Erblassers herbeizuführen.

Skram beschloß gleich, mit der „Mamsell“, wie sie auf dem Schloß genannt wurde, zu reden, und läutete daher nach Ole, den er bat, die Mamselle herunterzurufen.

Mamsell Leonie kam. Sie war eine mittelgroße, schlanke Pariserin mit lebhaften braunen Augen und einer von den Franzosen so oft gepriesenen petit nez rétroussé. Der Ausdruck ihres Gesichts wie ihr ganzes Wesen war einschmeichelnd-frech, aber doch recht angenehm. Sie führte sich schicklich und nett auf, war

flink, jung und hübsch. Augenblicklich schien sie sich etwas beklommen zu fühlen, aber darauf verstand sich Skram vortrefflich.

Er redete sie auf französisch an, um sicher zu sein, daß sie ihn verstehe, und bat sie, Platz zu nehmen.

Die Mamsell setzte sich auf die Kante eines Stuhles, wobei sie ängstlich nach der Tür schielte, hinter der die Leiche gefunden worden war.

„Sie haben gestern abend einen Scheck über zehntausend Franken von dem verstorbenen Herrn Biffert bekommen?“ fragte Skram, indem er, um die Mamselle zur Andacht zu stimmen, ein Taschenbuch hervornahm und etwas auf dem weißen Blatt notierte.

„Ja, Monsieur,“ sagte Mamsell Leonie, ein wenig verlegen.

„Wofür haben Sie den Betrag erhalten?“ fragte Skram weiter.

„Monsieur Biffert mochte mich gern,“ sagte die Mamsell ein wenig schnippisch. „Er gab mir den Scheck als Hochzeitsgabe. Monsieur müssen nämlich wissen, daß ich im Begriff stehe, Jörgen, den valet de chambre des Grafen, zu heiraten.“

„Hatte der Verstorbene denn besonderen Grund, Ihnen zugetan zu sein? Kannte er Ihre Eltern, oder stand er in andrer Weise in Beziehung zu Ihnen?“

„Nein,“ sagte die Mamsell etwas verlegen, „er war mir nur zugetan . . .“

Skram hielt es zwar für richtig, hier als Untersuchungsrichter aufzutreten, aber er war doch niemals roh. Rücksichtnahme, selbst überführten Verbrechern gegenüber, gehörte zu seinen festen Prinzipien. Und die Mamsell war doch nur von Pariser Art und höchstens ein wenig unmoralisch. — „Ich bin beauftragt, den letzten Willen des Verstorbenen auszuführen,“ sagte er, „und in dem Testament befinden sich Bestimmungen, die scheinbar darauf schließen lassen, daß zwischen Ihnen und dem Verstorbenen eine Art Verhältnis bestanden hat. Sie verstehen mich wohl, Mamsell, ich wünsche

nicht, indiskret zu sein, aber als Beamter muß ich zuweilen gewisse Rücksichten fallen lassen, und es geschieht daher nicht, um Sie zu verletzen, sondern aus rein amtsmäßigen Gründen, wenn ich Sie frage, ob Sie Herrn Bifferts Geliebte gewesen sind."

Von Mamsell Leonies Lippen kam ein leises zaghaftes: „Ja."

„Wie lange hat dieses Verhältnis schon bestanden?" fragte Skram.

„Fünf Monate," erwiderte sie. „Es begann kurz nach Herrn Bifferts Herkunft. Er war immer so gentil gegen mich, und außerdem war er ja auch alt. Ich bin arm, sehr arm und möchte gern heiraten. Aber ich habe kein Heiratsgut, und Madame la Comtesse will mir keines geben."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Mamsell," sagte Skram gutmütig. „Ich bin ja selbst Junggeselle und vermag die Situation vollkommen zu verstehen. Ich habe auch nichts gegen die zehntausend Franken, die Ihnen ohne Bezug auf den Todesfall gehören, einzuwenden, aber ich muß anderseits ein paar Fragen stellen, die Sie mir doch beantworten müssen."

„Herzlich gern," sagte Mamsell. Sie war recht froh über den leichten Ton, in der Skram die Unterhaltung führte; sie fühlte festen Boden unter den Füßen und begann sogar, mit ihren lebhaften, munteren Augen spähende Blicke nach ihm auszusenden. Sie sah in Skram bereits nur den schönen Mann, der er war. Und auf Männer verstand sich die kleine Pariserin offenbar vortrefflich.

„Wann erhielten Sie den Scheck?" fragte Skram.

„Ich will die Wahrheit sagen," begann Leonie.

„Das hoffe ich," versetzte er.

„Ich erhielt den Scheck heute nacht um eins oder zwei. Ich war bereits schlafen gegangen, als es an meiner Tür klopfte und ich davon aufwachte. Ich pflege nämlich die zur Treppe führende Tür nie zu verschließen

„Wie alt sind Sie?“ fragte Skram.

„Vierundzwanzig Jahre.“

Das war gewiß richtig.

„Sie sagten also, Herr Viffert habe Sie nach ein Uhr verlassen. Legten Sie sich dann wieder schlafen?“

„Nein,“ sagte die Mamsell, ein wenig verlegen, „ich glaubte, ich müsse diese erfreuliche Begebenheit noch meinem Liebsten erzählen, und so nahm ich ein peignoir um und lief die Treppe hinab. Sein Zimmer liegt nämlich unten im Erdgeschoß an der Wendeltreppe. Dort schläft er zusammen mit John, aber John schläft wie ein Stein, und so konnte ich mich gut mit Georges unterhalten.“

„Das taten Sie denn also auch. — Wie lange?“ fragte Skram, der nun wieder als Untersuchungsrichter höchstes Interesse empfand.

Die Mamsell errötete tief.

„Sie können es mir ruhig sagen,“ versetzte Skram freundlich. „Herrgott, ich bin doch selbst eine Mannsperson.“

Die Mamsell, die sich augenscheinlich recht genierte, zögerte mit der Antwort — „es war sieben Uhr,“ sagte sie schließlich langsam, doch dann fügte sie rasch hinzu: „aber wir setzten auch die Hochzeit fest und redeten über die Zukunft und unser Glück.“

„Und John schlief?“

„Nicht während der ganzen Zeit. Ich glaube, um halb sieben erwachte er und sagte etwas zu Georges.“

„Entdeckte er Sie?“

„Ich glaube, ja; denn am Morgen beim Frühstück lachte er so verschmitzt.“

„Ja, liebe Mamsell,“ sagte der Amtsrichter, „nun sind Sie ja ganz außerordentlich offenherzig gegen mich gewesen. Das wird nicht wieder nötig sein, und Ihre zehntausend Franken können Sie von der Bank abheben. Wenn Sie wünschen, werde ich Ihnen gern dabei helfen, denn es ist möglich, daß man Ihnen nun, da Herr Viffert tot ist, Schwierigkeiten machen wird.

Sie müssen mir bloß noch sagen, ob Jörgen irgend welchen Groll gegen Herrn Viffert gehegt hat."

„Mon dieu, nein!" rief die Mamsell. „Er sagte bloß, es wäre gut, daß es jetzt vorbei sei; denn nun, könnten wir uns auf Grund der Zehntausend verheiraten."

„Sagte er das, noch ehe er wußte, daß Monsieur Viffert tot war?"

„Mais oui — ja — er sagte es heute nacht. Ich habe niemals Georges einzureden versucht, daß ich eine Heilige sei, und er hat alles gewußt und ist nicht böse darüber gewesen."

„Auch auf Monsieur Viffert nicht?"

„Jh, nein, Monsieur! Viffert war ja so gentil."

Skram mußte zugeben, daß sein Verdacht gegen Jörgen und dessen Liebste auf einen sehr geringen Rest zusammenschrumpfte. Die ganze Darstellung der Mamsell trug das Gepräge der Wahrheit. Die leichte, fast plaudernde Art, in der die Ereignisse der letzten Nacht hier von einem jungen Mädchen erzählt wurden, das das Leben auf seine Art nahm, ließ die Erzählung glaubhaft erscheinen. Sie hatte nichts zu verbergen und erzählte daher vertrauensvoll alles. Ein solch kleiner Zug wie der, daß sie sich beeilt hatte, Jörgen ihr Glück zu erzählen, und bis zum Morgen in seinem Zimmer gewesen war, wo John geschnarcht hatte und mit einem Witzwort erwacht war, redete für sie. Zwei finstere Mörder waren diese nicht, nein, er war ein spießig kluger dänischer Knecht und sie ein praktisches Pariser Mädchen, das in der Lebenslotterie einen Gewinn von zehntausend Franken gezogen hatte. Es war ausgeschlossen, daß Jörgen die Tat vor zwei Uhr begangen hatte, wenn das Mädchen die Wahrheit redete, und das tat sie sicher, dafür sprach schon der Scheck. Dem Kammerjunker mußte die Idee hierzu erst gekommen sein, nachdem Skram gegangen war, denn sonst hätte er darüber geredet. Leonie hatte sich gleich, nachdem Viffert sie verlassen hatte, zu Jörgen hinab-

geschlichen, so daß für diesen ein regelrechtes Alibi bis sieben Uhr vorlag. Daß sich Jörgen dann nach sieben Uhr, als schon alles im Schlosse hell und erwacht war, hinaufgeschlichen habe, um dem Kammerjunker zum Dank für den Scheck den Hals abzuschneiden, erschien vorläufig wenig glaubhaft.

Hierzu kam noch, daß Jörgen, um wirklich den Mord zu begehen, auf einem langen Umwege in das Ankleidezimmer hätte gehen müssen, da er das Schlafgemach der Gräfin doch nicht passieren konnte; er hätte sich auf demselben langen Umweg zurückschleichen müssen, um zu Viffert zu gelangen, und schließlich noch einmal auf demselben Wege zurückkehren müssen, um das Messer auf den Toilettentisch zu legen, alles zwischen sieben und siebeneinhalb Uhr morgens. Da dürfte eine Untersuchung wohl ergeben, daß sein Alibi in bester Ordnung war.

Aber konnte Skram denn überhaupt eine Untersuchung beginnen, die sich jetzt nur gegen eine bestimmte Person richten konnte?

Oder hatte der Graf recht? Waren die Messer wirklich von Jörgen vertauscht worden, und lag somit Selbstmord vor? Unmöglich! Er hatte ja selbst die Messer in richtiger Ordnung im Etui gesehen. —

„Monsieur," sagte die Mamsell etwas zögernd, „Herr Viffert gab mir gestern abend einen Brief an seinen Neffen Sigismund Viffert, den ich besorgen soll; doch darf ich ihn nicht mit der Post schicken. Ich habe den Brief noch bei mir, und ich möchte — es wäre mir am liebsten, wenn Sie den Brief an sich nehmen wollten."

Skram stutzte.

„Das wünsche ich nicht nur, sondern es ist sogar Ihre Pflicht, mir den Brief zu geben," sagte er. „Das letzte Schreiben eines Mannes, der unter solchen Umständen gestorben ist, muß der Obrigkeit übergeben werden."

Die Mamsell zog den Brief hervor.

Skram erhob sich und schritt mit dem Brief in der Hand hastig in das Zimmer, in dem er den letzten Abend mit Viffert verbracht hatte.

Dort erbrach er das Sigel und las.

VI.

Edelsburg, am letzten Abend vor meiner Abreise.

„Mein guter Sigismund!

Du bist von Deinem Vater, meinem Herzensbruder, dazu erzogen worden, mich als das mauvais sujet der Familie zu betrachten. Und als ihr — Du sowohl als Deine edle Sippe — mich nicht mehr schinden konntet, bist du mir mit deiner albernen Wohlerzogenheit entgegengetreten. Wir sind keine Freunde, und dieser Brief ist daher auch kein Freundschaftsakt. Du erhältst ihn unter Verhältnissen, die Erklärungen von meiner Seite unnötig machen. Dein Urteil über mich ist mir gleichgültig, aber Du magst wissen, daß Du nie und nimmer etwas von mir erben wirst — weder Du noch — sie!

Lies die beifolgenden Aufzeichnungen, die zur Belehrung eines in allen Tugenden erwachsenen Jünglings verfaßt worden sind. Sie werden vielleicht die eine oder andre Deiner Illusionen zerstören — doch dann ist die Absicht dieser Zeilen auch erreicht. Meine Memoiren eigne ich Dir also zu, damit Du sie als Richtschnur benutzest.

Also studiere sie eifrig!“

Dem Briefe war ein Manuskript älteren Datums beigefügt, das die elegante Handschrift des Kammerjunkers aufwies.

„Ich schreibe hier meinen Lebensroman. Allerdings stimme ich mit der Ansicht eines bedeutenden Kritikers, der leider nicht mehr lebt, darin überein, daß die Ichform eines Romans zu verwerfen ist, aber nichtsdestoweniger wird man es begreiflich finden, daß ich, um meinen persönlichen Roman zu erzählen, die Ich-

form benutzen muß. Die Schilderung meiner Eltern und meiner Kindheit schenke ich mir. Gottlob ist es aus der Mode gekommen, mit der Schilderung des Helden schon bei der Wiege anzufangen, und es würde Dir außerdem wenig nützen, wenn ich Dir berichtete, wie ich als Sohn tugendsamer, aber armer Eltern von einer Amme aufgepäppelt wurde und wie ich sehr frühzeitig von der Frucht des Baumes der Erkenntnis kostete. Ich bin entschieden überzeugt, daß in meiner Kindheitsgeschichte auch nicht ein einziges Moment zur Beurteilung meines späteren Schicksals enthalten ist.

Lassen wir sie also ruhig weg. Als ich ein siebzehnjähriger Jüngling war, debütierte ich in Kopenhagen als vaurien, doch gab es damals immerhin noch Laster, in denen ich nicht meinen Mann stellte. Wenn es Dich interessiert, will ich aber bemerken, daß ich als Achtzehnjähriger einen Wechsel fälschte, was die gute Familie in so hohem Grade alterierte, daß sie mich per Zwangspaß nach Amerika exportierte. Ich will keine Zeit mit eingeflochtenen, moralisierenden Betrachtungen vergeuden, aber ich kann mich doch nicht der Bemerkung enthalten, daß ein Mann, selbst wenn er als Achtzehnjähriger einen falschen Wechsel geschrieben hat, immer noch sehr ehrbar und rechtschaffen sein kann. Dies ist mein einziges wirkliches Verbrechen, und ich darf ruhig behaupten, daß es in der Reihe meiner übrigen unmoralischen Handlungen ziemlich hoch steht.

Aber, wie gesagt, man zog die Hand von mir ab. Heimkehrende Amerikafahrer werden Dir berichten können, wie meine ersten Jahre draußen in the far west verliefen. Ich verweile nur bei den Ereignissen, die typisch für mich sind, und da will ich gleich sagen, daß ich nach einigen wirklich ehrlichen Versuchen, mich durchzuschlagen, eine Entdeckung machte, die maßgebend für mein ganzes Leben wurde. Ich machte nämlich die Entdeckung, daß der Mann, um sich in den Sattel zu schwingen, das Weib als Steigbügel benutzen kann. Ich verlange nicht, daß Du diese Entdeckung als von

mir gemacht hinnimmst. Ich weiß sehr wohl, daß schon zu allen Zeiten viele Männer das Weib als Steigbügel benutzt haben. Eine gute Partie zu machen, dazu werden die armen Männer aus guter Familie ja geradezu abgerichtet, und sich mit Geld zu verheiraten, ist ebenso verdienstvoll, wie ein Examen zu machen oder die drahtlose Telegraphie zu erfinden. Das weiß ich alles sehr wohl. Aber das Neue oder, richtiger das Besondere in meiner Methode bestand darin, daß ich mich überhaupt nicht verheiratete; dazu habe ich mich niemals bequemen können, denn ich bin geborener Solist und hasse die häusliche Gemütlichkeit. Ich habe mich aber auch niemals von Weibern unterhalten lassen, durchaus nicht, das hatte ich auch gar nicht nötig. Ich benutzte sie — tout simplement.

Es begann mit Verlobungen. In Amerika verlobt man sich sehr leicht, und ich bin mindestens zwanzigmal verlobt gewesen, immer mit netten, anständigen Mädchen, die ebenso jungfräulich in das nächstfolgende Verlöbnis hineinschritten, wie sie in das vorangegangene mit mir gekommen waren. Es währte jedesmal nicht lange; aber ich war sehr nett und rücksichtsvoll und stehe mit meinen Verflossenen, die inzwischen wohl Großmütter geworden sind, noch auf dem schönsten Fuße. Während vieler Jahre verschaffte mir das mehrere vortreffliche Anstellungen und ehrbare Ämter. Ich wechselte allerdings etwas häufig, aber abgesehen von einem einzigen Fall, hat mich meine Tätigkeit als Verlobter eine hübsch mit lebenden Blumen geschmückte Treppe hinaufgeführt, mit Blumen, deren süßen Duft ich einatmete, ohne sie zu brechen.

So wurde ich älter — bis in die Dreißiger gelangte ich hinein, und es paßte nicht mehr so recht für mich, verlobt zu sein. Kurz entschlossen sprang ich daher über die verheirateten Frauen hinweg und legte mich auf die Witwen. Von diesen ist in Amerika immer eine große Auswahl vorhanden. Ich hatte mir nach und nach einige Geschäftskenntnisse erworben und war auch im Spiel

immer glücklich gewesen. Selbst im Börsenspiel hatte ich niemals Pech, und so begann ich, Geld zu verdienen. Ich wurde der Geschäftsführer verschiedener junger Witwen, und behandelte diese gut und gewissenhaft. — Eines schönen Tages machte ich die Wahrnehmung, daß ich ein wohlhabender Mann war, und wie alle Leute von mitgebrachter Kultur begann ich mich nach Europa zu sehnen. Ich will keine Vergleiche über die alte und die neue Welt anstellen, denn das ist nutzlos und banal, aber ein vermögender Edelmann kann seinen Wohnsitz nun einmal nur in Europa haben.

Ich machte mich also von meiner letzten Witwe frei, um nach Paris zu ziehen, und erst hier beginnt meine Geschichte den Gegenstand zu berühren, mit dem ich Dein Wissen, mein guter Sigismund, bereichern will.

Ich logierte mich in einem kleinen, hübschen Hause am Square de Roule ein und schickte meine Karte herum. Die dänische Gesandtschaft kannte meine Bankverbindungen, auch war ihr meine Familie zu Hause nicht unbekannt. So wurde ich denn wohlwollend aufgenommen, und der Zufall fügte es, daß ich durch den dänischen Gesandten in ein exquisit feines Haus eingeführt wurde, wo ich mit verschiedenen französischen Adelsfamilien in Berührung kam.

An meinen amerikanischen Verbindungen hielt ich ebenfalls noch fest, und nach Verlauf einer kurzen Zeit gelang es mir, einen Verkehr zwischen dem feinsten französischen blauen Blut aus den Tagen Franz des Ersten und der Plutokratie der neuen Welt anzubahnen. Natürlich führte ich diese Vermittlung nicht umsonst aus, sondern ließ die Plutokratie kräftig bluten. Sehr interessant sind zum Beispiel die Aufzeichnungen der Beträge, die ein Mr. Thomson aus Detroit und ein Mr. Smith aus Denver mir dafür zahlten, daß ich ihnen Eingang in die Salons der Herzogin de la Rochefoucauld und der Madame de Saint Leger verschaffte. Ich war sehr teuer, aber ich fungierte auch

in tadelloser Weise und hatte eine feine Nase für Menschen.

Im Jahre 1890 machte ich die Bekanntschaft einer amerikanischen Konzertsängerin, die in den letzten Tagen des Kaiserreichs eine Rolle gespielt hatte und dann aus Paris verschwunden war. Der Himmel mag wissen, was sie in den dazwischen liegenden zwanzig Jahren gewesen ist. Sie selbst behauptete, in Amerika mit einem halbverrückten Doktor verheiratet gewesen zu sein, und niemand konnte es ihr widerlegen. Sie hatte jetzt eine achtzehnjährige Tochter bei sich, die Polly hieß und einfach wunderbar war. Ich kann Weiber wohl beurteilen, aber nicht beschreiben, und mit einem Versuch, Dir Polly Bradlaugh zu beschreiben, will ich dich lieber verschonen. Du kennst sie, wie sie jetzt ist; — damals war sie von einer fraîcheur inexprimable — sie war einfach vollendet! Und eine Mannsperson wie ich darf wohl beanspruchen, daß man ihrem Urteil Wert beimißt.

Madame Bradlaugh war nicht sonderlich wohlhabend, auch nicht sehr fein, und ihre Stimme natürlich längst zum Teufel. Aber sie machte einen imposanten und nicht gerade abstoßenden Eindruck. Du kennst wohl jene Sorte von Müttern, die, wenn sie ihre schönen Töchter begleiten, wie ein memento mori wirken. So war Mrs. Bradlaugh nun nicht, sondern leichtlebig, musikalisch, liebenswürdig, kurz gesagt, recht einnehmend, ihre Tochter aber schön wie eine Göttin. Über Reichtum verfügten sie nicht, doch wurden beide, die in Begleitung eines Stallmeisters aus der Zeit des Prinzen Plonpon erschienen, überall wohl aufgenommen. — Nun ist aber eine Heirat immer eine ernste Sache, und in Paris, wo so viele wirklich prächtige Partieen zu haben sind, ist Schönheit allein nicht genug. Mrs. Bradlaugh hätte sich nun mit Leichtigkeit ein sorgenfreies Alter sichern können, wenn sie ihre Tochter der Halbwelt geopfert hätte. Dreihunderttausend Franken jährlich und ein eigenes Hotel hätte

Miß Bradlaugh mit Leichtigkeit erzielen können, denn ein paar russische Fürsten, deren Reichtum ins Unermeßliche ging, waren mehr als bereit dazu. Aber Polly war verständig und — laß mich hinzufügen — auch willensstark.

Ich glaube, ihr Verstand und ihre Willenskraft retteten sie, wenn man hier von Rettung reden kann. Ich für meine Person halte nämlich die Stellung einer privilegierten Pariser Liebhaberin für ebenso begehrenswert wie die einer Ministerfrau. Doch das ist Geschmacksache.

Von dem, was ich jetzt erzähle, hat noch niemand etwas erfahren, doch da es von durchgreifender Bedeutung für mich und auch für sie ist, so will ich es Dir erzählen und bitte Dich, gut aufzupassen.

Schon am ersten Abend, an dem ich Polly sah, war ich von ihrer Schönheit geblendet; so ließ ich mich denn ihrer Mama vorstellen, und dank meiner Routine im Behandeln von Witwen gewann ich bald ihr Vertrauen. Ich rühme mich guter Manieren, habe ein ganzes Teil gesehen, kurz mein Auftreten war tadellos. Außerdem sah ich vor dreizehn Jahren noch recht gut aus, und Geld hatte ich — natürlich nicht bei weitem so viel, als Miß Polly beanspruchen konnte, aber — enfin, ich stellte doch schon immer etwas vor. Ich wurde der Kavalier der Damen, leistete ihnen verschiedene Dienste und verschaffte ihnen — natürlich gratis — Einladungen in amerikanische, englische und französische Kreise. Nachdem ich in ihren sehr genau abgepaßten Hausstand aufgenommen worden war, machte ich selbst den Vorschlag, ihr kleines Vermögen zu verwalten, kurz gesagt, ich wurde ihnen das, was ein in der Pariser Gesellschaft erfahrener Lotse zwei Damen, die nichts sind und viel sein wollen, nur werden kann. Eine Zeitlang besorgte ich dies gratis, denn ich bin von Natur recht groß veranlagt und vermag von augenblicklichen Vorteilen abzusehen. Außerdem hatte ich zu jener Zeit gerade beträchtliches Glück an der New Yorker

Börse und legte den Grund zu dem, was ich jetzt, ohne unbescheiden zu sein, mein kleines Vermögen nennen kann. Ja, ich habe einmal sogar über eine Million Kronen besessen, doch hat es freilich nicht lange gedauert, war aber gerade in jenen Tagen der Fall. Ich stand damals dem Entschluß nahe, Polly zu heiraten, und — ich will es bekennen — freite regelrecht um sie. Eine Benommenheit war über mich gekommen, eine tiefe Benommenheit, die nicht das Geringste mit Liebe zu tun hatte, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß diese Benommenheit noch zu jetziger Stunde vorhanden ist und zwölf ganze Jahre hindurch gewährt hat. Ich nenne es nicht Liebe, denn mein Gefühl enthält keinen Tropfen von Altruismus, und das, glaub' ich, gehört rezeptmäßig dazu. Aber so wie damals bin ich noch heute in leidenschaftlicher Weise von diesem Weibe benommen — — und mit dieser Benommenheit werde ich sterben — wenn ich nicht an ihr sterbe.

Ich freite also, und sie sagte — Nein!

Da ich auch bloß ein Mensch bin, so nahm ich mir vor, den Verkehr mit den beiden Damen abzubrechen. Selbstredend sagte Polly mir allerhand von Freundschaft und geschwisterlichem Gefühl und Erkenntlichkeit, Worte, die die Weiber immer bei solchen Gelegenheiten auf der Zunge haben, und die aus einer Art von Nächstenliebe hervorgehen. Darauf biß ich indessen nicht an. Ich legte ihr ganz ausführlich meine Gefühle klar, übertrieb nichts, sondern tat im Gegenteil mit meinem Egoismus groß, aber ich verbarg auch nicht, was ich von ihr wollte, und sagte rein heraus: wenn sie nicht so wolle wie ich, dann habe sie auch von mir nichts mehr zu erwarten, dann sei es aus und vorbei. Der Narr eines Weibes sei ich nie gewesen und wolle ich auch niemals sein!

Ich glaube, ich habe eine ganz besondere Begabung, auf Weiber einzureden, und die Unannehmlichkeit, meine goldenen Worte zurückzunehmen oder auch nur einen Versuch dazu zu machen, werde ich mir nie be-

reiten. Beachte wohl: selbst die gerissensten Romandichter sind nicht imstande, eine Verführungsszene überzeugend zu schildern, während doch in der Praxis so viele Tolpatsche die Sache virtuos verstehen. Sie läßt sich eben nicht durch Worte ausdrücken, sondern liegt im Blut, im ganzen Interieur. Auf der Szene kann man sie ebenfalls nicht darstellen, schon allein aus dem Grunde, weil die beiden Darsteller — mit Respekt zu melden — sich nicht zusammen ins Bett legen können. Durch Musik allerdings läßt sie sich ausdrücken — eine Sekunde lang vorzaubern.

Ich will nicht lang und breit berichten, was da geschah und wie es geschah, sondern mich kurz fassen und erklären, daß gerade, weil mich Polly Bradlaugh nicht liebte und ich sie nicht liebte, und gerade, weil sie mich verschmähte und meine Assistenz, die sie für wertvoll ansah, nicht verlieren wollte, sie meine Geliebte wurde.

Ich hasse physiologische Untersuchungen der Triebe und werde Dich mit jedwedem Versuch, zu erklären, wie es zuging, verschonen. Im Interesse der Wahrheit muß ich sogar eingestehen, daß es mir anfangs eine nicht geringe Enttäuschung bereitete — aber dennoch lag in diesem ganzen Verhältnis eine gewisse Pikanterie, die nicht anders als anspornend wirken konnte. Polly hatte Willenskraft, und ich hatte Willenskraft, doch ohne zu prahlen, darf ich behaupten, daß mein Wille gleich die Oberhand gewann und sie auch behielt.

Meine Stellung in der Gesellschaft war fest genug, daß ich die beiden Damen beschützen konnte, und ich darf — wieder ohne zu prahlen — behaupten, daß ich ganz außerordentlich geschickt manövrierte. Ich unterhielt nicht etwa die beiden Damen — o, nein, ich unterstützte sie kaum und meine Gaben waren ebenso diskret als bescheiden. Aber ich verwaltete ihr kleines Vermögen mit Umsicht, lief ab und zu ein kleines Risiko und sorgte dafür, daß immer genug Geld da war. So ging es ein Jahr lang. Die Mama wurde selbstverständlich Mitwisserin; die gute Seele hoffte gewiß auf eine

Ehe, denn sie kannte mich nicht, und die alte Welt war ihr neu. Ich selbst war ruhig. Meine feste Absicht war jetzt die, Polly eine gute Partie machen zu lassen, und ihr die zu besorgen, bildete jetzt das Ziel meiner Arbeit.

Da machte ich plötzlich eine Wahrnehmung, die mich im höchsten Grade beunruhigte. Ich will gern zugeben, was ich jetzt erzähle, ist für den, der sich mit den kritischen Einzelheiten in Pollys und meinem Leben nicht vertraut gemacht hat, schwer verständlich. Ich selbst dagegen kann es mit Leichtigkeit erfassen, und wenn Du Dir rechte Mühe gibst, wirst Du es vielleicht auch begreifen.

Polly machte die Bekanntschaft eines reichen, englischen Edelmannes, eines Lord Newton, der ein netter, junger Mann war, mir freilich nicht imponierte, aber hunderttausend Pfund jährlich Rente und einen schönen Titel besaß. Er war von ihr sehr eingenommen, unabhängig, ohne mütterlichen Anhang und hatte alle Lust, sie zu heiraten. Mrs. Bradlaugh und ich waren sehr für die Partie; es wäre ja geradezu lächerlich gewesen, nicht mit beiden Händen zuzugreifen, und Polly war von dem jungen Manne auch sehr eingenommen, ich glaube gar, sie war in ihn verliebt. Aber als wir sie darüber zur Rede stellten, erklärte sie zu meiner großen Verblüffung aufs Bestimmteste, daß sie den Mann nicht heiraten werde. Nun, ich redete, was man in solchen Fällen zu reden pflegt, denn ich war sehr für die Partie. Zu einer Szene zwischen uns kam es wohl nicht, aber es kann sein, daß mein Ton etwas heftig wurde, und da erklärte sie rund heraus, daß sie diesen Mann nicht — betrügen wolle, daß er zu gut für sie sei. Dies war unbedingt ein gegen mich gerichteter Stich, was ich sehr wohl verstand; aber ich bin es ja von den Frauen gewohnt, daß sie mir Vorwürfe machen, weil sie durch mich Freude und Befriedigung gefunden haben. Das ist ein ganz natürlicher Zug bei ihnen, und jeder vernünftige Mann rechnet damit, obwohl etwas ganz Ungerechtes und Inkonsequentes darin

liegt. Aber das ganz Merkwürdige bei der Sache bestand darin, daß sie im schönsten Zuge war, sich in den Engländer zu verlieben, und ihn in ihrer erwachenden Liebe zu solcher Höhe emporhob, daß sie, wie es in der Bibel heißt — zu der sie doch sonst nicht in Beziehung stand — Asche auf ihr prächtiges braunblondes Haar streute. Und eines Tages sagte sie etwas, das mir einen Augenblick lang all meine sonstige Überlegenheit raubte: „Helmut,‘ sagte sie — ich erinnere mich der Worte, als wären sie erst heute gesprochen worden — ‚wenn du bereit bist, durch eigene Hand zu sterben, so will ich ihm mein Jawort geben.‘

Das klang mir furchtbar töricht, war aber im Grunde genommen gar nicht so dumm. Es lebte in ihr etwas — etwas wirklich Urkräftiges, alles Überwältigendes, etwas rein Instinktives, das ich niemals habe verstehen können, wenn ich auch immer damit zu rechnen wußte. Ich antwortete natürlich, daß mir nichts ferner liege, als eine derartige selbstopfernde Handlung; ich befände mich ganz außerordentlich wohl in diesem Leben und wolle vom Tode durchaus nichts wissen. Kurz gesagt, ich schlug es ihr ab. Aber noch heute krankt sie daran, und den jungen Engländer hat sie nie vergessen. Nun, was diesen letzteren betrifft, so brach er ein Jahr später bei einer Steeplechase den Hals, und zu der Zeit war Polly bereits mit Graf Henrik Eisenbart vermählt.

Jetzt kommen wir nämlich zu Ihrer Gnaden hochwohlgeborenem Gemahl.

Mit dem vita ante acta des Grafen Eisenbart will ich dich ebenfalls verschonen, und zwar schon aus dem Grunde, weil es mir selbst nur unvollständig bekannt ist und ich auch nicht glaube, daß es sonderlich interessant gewesen sein kann. Ich traf ihn zum erstenmal auf dem Ball Bullier in Paris, und wir schlossen unsere Bekanntschaft recht nachdrücklich dadurch, daß ich gleich am ersten Abend die Ehre hatte, ihm das Leben zu retten. Ich habe seitdem oft bereut, daß ich

es getan, und mein einziger Trost beruht darin, daß ich weiß, daß er in noch höherem Maße bedauert hat, daß gerade ich es war, der die Tat beging. Immerhin war es eine verteufelt fixe Leistung von mir, und da Du mich auch von einer schmeichelhafteren Seite kennen lernen sollst, so will ich das Ganze erzählen.

Graf Henrik war, nachdem er das juristische Staatsexamen überwältigt hatte, als Legationssekretär nach Paris geschickt worden, und zwar allein zu dem Zweck, unter kundiger Aufsicht verdorben zu werden. Er war nämlich etwas zu naiv von Charakter, und seine Frau Mama, ein vernünftiges Weib, sah sehr wohl ein, daß es sich für einen Mann, der im Leben vorwärts kommen soll, durchaus nicht schickt, sämtliche Tugenden zu besitzen, sondern daß auch ein gewisses Quantum Laster dazu gehört.

In den guten alten Tagen importierte man diese aus Paris. Einiges wußten ausschließlich die höheren Rangklassen, anderes wurde auch über diese hinaus gebräuchlich. — Also rüstete man den Stammhalter Henrik mit einem Begleiter und einer wohlgespickten Börse aus und sandte ihn nach Paris. Der Begleiter war ein Kandidat Juris, der es später noch ungewöhnlich weit gebracht hat. Er war perfekt in allen Dingen — auch in den Lastern — doch erlaubt mir meine Zeit nicht, hierbei länger zu verweilen. Graf Henrik glich einem Lohengrin, denn er trug damals einen sehr langen, hellen Bart, den er später, weil er seine Frau genierte, auf dem ehelichen Altar geopfert hat. Hier auf dem Ball Bullier nun genierte der Bart die Franzosen; sie sahen Henrik für einen Deutschen an und titulierten ihn „sale Allemand“. — Darob geriet der bärtige Kämpe in eine Raserei, in die solch große Mannspersonen, wenn sie etwas betrunken sind, mitunter geraten können. Er gebärdete sich wie ein Wikinger und schlug ein paar französische Studenten, die ihn ihrerseits genierten, zu Boden.

Natürlich entstand — wie bei solchen Gelegenheiten

immer in Paris — große Empörung, viel Geschrei, selbst Dolche wurden gezückt. Henrik, der wie rasend war, wollte partout die hitzigsten seiner Gegner umbringen, stark wie ein Bär war er ja. Sein weiser Mentor, der augenscheinlich glaubte, er befinde sich im ‚Figaro' in Kopenhagen, lief schleunigst nach der Polizei, und als diese erschien, ergriff sie selbstredend gegen den ‚sale Allemand' Partei. Darob geriet Henrik in noch vollkommenere Wildheit und ging sogar gegen die Schergen los, die ihn ihrerseits mit blanker Waffe attackierten. Da geschah es denn, daß ich, der ich durch meinen ehemaligen Aufenthalt in the far west eine gewisse Fähigkeit erworben habe, Luft um mich zu machen, gerade im letzten Augenblick einigen von den Ordnungshütern die Arme aus dem Gelenk drehte, eine Reservetür sprengte und den Stammhalter in Sicherheit brachte. Es steht somit fest, daß ich ihm das Leben gerettet habe, denn die Polizei hätte ihn sicher niedergemacht, da er ja der angreifende Teil gewesen war und obendrein für einen Deutschen gehalten wurde. In jenen Tagen war alles, was Deutsch heißt, in Paris noch mehr verhaßt als heute, wo die Politik andre Bahnen einzuschlagen gestattet.

So saßen wir denn auf ein paar Weinfässern im Hinterhof und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Henrik nannte mich seinen Lebensretter, drückte mich als das große Kind, das er war, an sein Herz und wir schlossen Bruderschaft fürs Leben. Am nächsten Tage klärte ich Seine Exzellenz den Gesandten über die Affäre auf und veranlaßte, daß der weise Mentor, den die Polizei auf der Walstatt gefangen genommen hatte, aus seinem Arrest entlassen wurde.

Henrik und ich aber waren von nun an unzertrennlich, und ersterer wurde somit auch bald bei den Damen Bradlaugh eingeführt. Die Mama war sofort entzückt von ihm, denn eine so seelengute Haut wie ihn gibt's ja nicht so bald wieder, und er strahlte damals geradezu von Herzensgüte. Polly interessierte sich

auch für ihn, doch zeigte sie sich im übrigen ganz beherrscht. Seit der Affäre mit dem Lord war eine gewisse Kühle zwischen ihr und mir eingetreten, eine Kühle, die nur ab und zu von einer unbeschreiblichen, fast raubtierartigen Wildheit, die zu meinen wertvollsten Erinnerungen gehört, unterbrochen wurde. Außerdem aber hatte ich damals Pech im Börsenspiel und war daher in recht mißvergnügter Stimmung, und so kam mir schließlich der unselige Gedanke, aus Polly und Henrik ein Paar zu machen.

Ja, daran findest Du freilich wenig Gefallen, mein tugendsamer Herr Neffe, aber Du liesest ja auch nicht die Geschichte eines Heiligen, sondern die meinige, und ich kann mich daher ohne Kommentar an das Faktum halten. Die Mama war hingerissen, Henrik verliebt wie ein Fisch und Polly nach einer Krisis gerade so weit herabgekommen, daß es ihr gefiel, sich selbst zum Opfer zu bringen. Mit derartigen Verirrungen muß man ja selbst bei den stärksten Frauen rechnen.

Aber nun kam noch etwas ganz besonderes hinzu: Polly verlangte aufs das Bestimmteste, daß Henrik ihr Verhältnis zu mir kennen solle. In diesem Falle war nicht die Rede davon, daß ich verschwinden müsse, sterben oder dergleichen wie beim ersten Male, nein, im Gegenteil, aber auch der gute Wikinger sollte nicht von ihr betrogen werden; er sollte sie ganz und gar kennen und so weiter. Ich fand das anfangs zwar absurd, aber bei näherer Überlegung sagte mir die Idee doch zu. Sie schmeckte ein wenig nach schlechten französischen Romanen, denen ich schon von jeher verfallen war, und außerdem wollte ich auch ungern ganz und gar auf Polly Verzicht leisten. Ich dachte mir, wenn der Wikinger mit offenen Augen in den Bund hineintritt, so wird meine Lage zweifellos ungenierter sein.

Also trat ich Pollys Plan bei, ja, ich tat mehr als das: ich arrangierte das Ganze. Wir führten ein

richtiges Drama auf, wie Meister Ohnet es nicht besser hätte ersinnen können. Die Frau Mama ermutigte den zaghaften Wikinger, dieser brachte stammelnd und in ziemlich schlechtem Französisch seine Werbung vor, und Polly erwiderte, daß es ihr leider unmöglich sei, ja zu sagen — warum, das wisse ich!

Nun trat ich auf die Szene, der Duzbruder, Lebensretter und Freund des Wikingerknaben. Anfangs leugnete ich scheinbar, dann erzählte ich alles, und die gute Seele wurde außerordentlich betrübt. Er lief ein paar Tage lang auf eigene Faust umher, dann kam er zurück und erzählte mir allerhand von seiner lieben Mutter, seinem Namen und der Ehre seines Geschlechts. Ich bemerkte hierauf sehr kühl, daß er in allen Stücken recht habe, aber ich meinerseits wolle mich niemals verheiraten, betrachte mein Abenteuer mit Polly als beendet und dächte daran, mich von den Damen zurückzuziehen.

Dir, mein Herr Neveu, wird nun diese ganze Sache natürlich höchst widerwärtig erscheinen; mich freilich wirst Du ohne weiteres verstehen und darum über mein Verhalten nicht erstaunt sein, aber daß auch sie, der Engel, den du anbetest, so handeln konnte, das vermagst du natürlich nicht zu begreifen. Darum will ich den Versuch nicht scheuen, es Dir zu erklären: Weißt Du, was beständig — drohend wie ein Schreckensgespenst — vor ihren Augen stand? — le demimonde! In Paris ist der Schritt dorthin nicht lang und wird öfter gemacht, als man glaubt. Er wird selten auf einmal gemacht — der Weg dorthin ist genau derselbe, den Polly bereits betreten hatte. Eine Chance hatte sie sich bereits entgehen lassen; nach einer tiefen inneren Anschauung hatte sie gehandelt, wobei ihr Gelegenheit genug geblieben war, zu überdenken, ob sie klug oder dumm handle. Der Lord war über alle Berge, ihre Lage unsicher, und nun kam diese große dänische Dogge an und wollte reinen Tisch machen. In den Kreisen, in denen sie verkehrte, hatte Polly genug kon-

ventionelle Ehen gesehen, und durch mich hatte sie eine Seite des Lebens kennen gelernt, die die Frauen der Gesellschaft sonst erst in der Ehe kennen lernen. Sie wußte, was diese war. In jenem Augenblick, als der Mann, den sie nicht liebte, um sie anhielt, war sie nichts als ein Mädchen, das zu Schaden gekommen war und eine Reparatur nötig hatte, voilà tout! Ganz so närrisch nämlich ist die Theorie der guten Sozialdemokraten von der Gleichheit der Menschen nicht.

Und da der biedere Wikinger verliebt war wie ein Märzhase, so wurden die beiden unter meinem und Mamas Segen vermählt. Ich vermag dafür zu garantieren, daß wir alle vier bei der Gelegenheit als die Ladies und Gentlemen auftraten, die wir waren. Das ist einem eben schon angeboren — trotz der Sozialdemokraten.

Während des ersten Ehejahres hielt ich mich in einem gewissen Abstand von ihnen, dann kam das übliche Ereignis, das programmmäßig eintraf, und da Henrik der älteste Sohn des Lehnsgrafen war und er nun selbst Vater eines Sohnes war, so erhielt er Papas und Mamas Absolution. Der Herr Papa segnete bald darauf das Zeitliche, und Henrik erbte die Grafschaft.

Inzwischen hatte ich der Mama Bradlaugh in Riva am Gardasee die Augen zugedrückt, und da ich dieser lieben Frau noch in letzter Stunde feierlich gelobt hatte, auf Polly ein wachsames Auge zu haben, so näherte ich mich vorsichtig dem Taubenschlag. Ich fand die beiden Turteltauben, jede auf ihrer Stange; Polly langweilte sich, indes Henrik sich als Trockenamme betätigte. Sofort war mir klar, daß Polly sich weder aus dem Kind etwas machte, noch ihren Mann liebte. Dem Versprechen, das ich ihrer seligen Mutter gegeben, eingedenk, machte ich einige schwache Versuche, das Ganze wieder einzurenken, doch kam ich mir dabei recht lächerlich vor. Polly war herrlich, und die Erinnerungen regten sich, und zwar nicht allein bei mir. Eines Tages kam Henrik entsetzt in mein Zimmer

gesprungen und erzählte mir, seine Frau habe ihm soeben gesagt, daß sie mich noch liebe. Er baute auf mich wie auf einen Ehrenmann, und da er weder aus noch ein wußte, fragte er mich ganz naiv um Rat. Nun muß ich gestehen, daß ich für diesen Menschen niemals viel übrig gehabt habe. Ich habe ihm zwar des Leben gerettet, doch das hätte ich im gleichen Augenblick auch jeder andern Person gegenüber getan. Dafür hab ich sein Essen gegessen, seinen Wein getrunken, seine Pferde geritten und auf sein Wild geschossen. Seine Heirat arrangierte ich nur um Pollys willen, er selbst war mir in dieser Hinsicht völlig gleichgültig. Folglich verspürte ich betreffs seiner Person auch keine Gewissensbisse.

Ich sagte ihm rund heraus, daß es meinem Lebensplan durchaus zuwiderlaufe, ein so schönes Weib wie Polly zu bitten, von ihrer Liebe zu mir abzustehen — daß ich indes selbstredend bereit sei, sofort abzureisen, aber nicht für die Folgen einstehen könne, wenn sie mitreiste. Was die beiden darauf miteinander geredet haben, weiß ich nicht, aber er bat mich selbst, bei ihm zu bleiben, und seitdem haben wir beide immer von Polly wie von einer lieben gemeinsamen Freundin, die wir beide hochschätzten, geredet. Ich brachte die alte Welt in das neue Heim, und daran hat sie nur Freude gehabt. Wir beide haben uns durchaus korrekt aufgeführt, und was vor zehn Jahren unser Blut noch zum Sieden bringen konnte, das wirkt jetzt nicht mehr explosiv!"

Am Fuße des Manuskripts war hinzugefügt: „Dies ist die Geschichte, die ich Dir erzählen wollte. Allerdings habe ich sie nicht um Deinetwillen geschrieben, denn ich weiß, daß Du Dich vielleicht über das Ganze hinwegsetzest. Aber ich habe ihr gesagt, daß Du alles wissen sollst, worauf sie, um es zu verhindern, mir gedroht, mich angefleht und schließlich geweint hat. Vielleicht wirst Du zu philosophieren beginnen (obwohl Du zu dieser Tätigkeit nicht besonders geeignet erscheinst): Sie hat nicht einen Mann gehabt, sie hat zwei Männer

gehabt. — Eine vortreffliche Philosophie, mein tugendsamer Herr Neveu, aber lies diesen Bericht noch einmal durch: als sie damals dem Lord Newton den Laufpaß gab, verstand sie noch nicht zu lügen — jetzt aber — Dir gegenüber — hat sie's schon gelernt!

Willst Du sie trotz meines väterlichen Rates bei Dir aufnehmen, gut, tue es — doch dann nimmst Du auch mich in den Kauf, denn mein war sie und ist sie, und ich werde das Idyll arrondieren. Darauf kannst Du Dich verlassen.

Lies ihr dieses laut vor und höre dann, was sie Dir über einen abwesenden Mann vorflunkern wird. Ich habe ihr gesagt, daß Du alles erfahren sollst, und sie wird sicher danach handeln.

Dein Onkel Helmut von Biffert."

Skram faltete die Papiere zusammen und verließ das Zimmer. Nun galt es, auf neuem Wissen einen neuen Plan aufzubauen.

VII.

Lady Macbeth!

Skram saß in der Bibliothek und blätterte in einem illustrierten Shakespeare-Bande. Das Bild, das er aufschlug, war keine hervorragende Leistung des Zeichners, namentlich der Gesichtsausdruck der Lady Macbeth war recht nichtssagend oder gar einfältig, aber die Szene hatte der Zeichner richtig erfaßt: in ein faltenreiches, mehr griechisches als schottisches Gewand gekleidet, stand die schlanke Lady mit aufgelöstem Haar unter einem mächtigen Steingewölbe. Neben ihr — auf einem breiten Säulenkopf brannte ein qualmendes Licht. Sie preßte ihre linke Hand gegen die rechte, als wolle sie ein Merkmal wegwischen.

Yet here's a spot.

Im Hintergrunde sieht man den Arzt und die Gesellschaftsdame.

Out, damned spot — out, I say!

Und die Lady Macbeth des Bildes nahm die Züge an, die Skram so gut kannte, die Züge der belle dame sans merci. Sie würde nicht reden, nicht einmal zu sich selbst. Ihr Mund würde geschlossen sein, fest und grausam, wie er es sein konnte, wenn ihre Lippen sich nach einem spitzen Sarkasmus zusammenpreßten.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, erhob sich Skram und eilte zum Telephon, das an der Wand des Bibliothekzimmers angebracht war.

Nachdem er einen Augenblick lang gezögert, läutete er.

Es verging eine Weile, ohne daß Antwort kam.

Da läutete er wieder.

„Ich möchte Verbindung mit Waldhof," sagte er.

„Dann müssen Sie erst mit Xdorf verbunden werden," lautete die Antwort.

„Wird das noch lange dauern?" fragte er, schon im Begriff, seinen Vorsatz fallen zu lassen. Aber der Zufall wollte, daß Xdorf gerade zu haben war und er Verbindung mit Waldhof erhielt.

„Ist Herr Pächter Viffert zu Hause?" rief er in den Apparat. — Der Pächter sei zu Hause, hieß es; ob etwas Wichtiges vorliege?

„Ja, hier ist Amtsrichter Skram. Es ist etwas sehr Wichtiges."

Ein paar Minuten vergingen. — Dann kam Sigismund Viffert ans Telephon.

„Sind Sie da, Herr Viffert? — Ja, also ich habe Ihnen die betrübende Mitteilung zu machen, daß Ihr Onkel, der Herr Kammerjunker, letzte Nacht gestorben ist."

„Gestorben?"

„Ja, er hat sich mit einem Barbiermesser den Hals abgeschnitten."

Es kam keine Antwort.

„Sind Sie noch da?"

„Ja, wünschen Sie, daß ich noch heute nach der Edelsburg hinüberkomme, Herr Amtsrichter?"

„Nein, das ist nicht erforderlich. Wir haben die Leichenschau bereits abgehalten und die Leiche nach dem Krankenhaus gebracht. Aber wenn es Ihnen morgen paßt — — oder schließlich — — ich bin der Vollstrecker des Testaments, und so kann ich noch heute abend zu Ihnen hinüberkommen."

„Weiß der Graf schon von der Sache?"

„Der Graf weiß davon. — Die Gräfin ist am Morgen ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt, doch erwarten wir sie jeden Augenblick. Ich telephoniere von der Edelsburg aus, wo ich mit dem Grafen eine Unterredung haben werde. — Sind Sie noch da?"

Es vergingen ein paar Augenblicke. Skram stand mit dem Hörrohr in der Hand da und wartete ruhig.

Dann erklang eine andere Stimme im Telephon — die der Gräfin. Skram nickte ruhig vor sich hin. Das hatte er gerade erwartet.

„Sind Sie dort, Skram?"

„Ja, ich höre, Euer Gnaden."

„Viffert erzählt mir, Helmut habe Hand an sich gelegt!"

„Das stimmt."

„Und Henrik?"

„Der Graf nimmt es sehr ruhig auf; alle nehmen es ruhig auf. Ich werde mit Euer Gnaden noch wegen des Testaments reden müssen; das ist nämlich höchst sonderbar — na, darüber später."

Die Stimme der Gräfin klang etwas unsicher, als sie sagte: „Sigismund Viffert erzählt mir eben, daß Sie auch mit ihm reden wollen."

„Ja, mit ihm auch," versetzte Skram.

„So bitten Sie Henrik, daß er das neue Auto mit dem Chauffeur herüberschickt; ich bin hier auf Waldhof und möchte Sie gleich, und zwar hier sprechen."

„Soll ich dem Grafen diesen Bescheid geben?" fragte Skram.

„Ja," lautete die Antwort.

„Und wenn der Graf unter solchen Umständen mitkommen will?“ fragte er wieder.

„So sagen Sie ihm, daß ich mit Ihnen allein zu sprechen wünsche, und bitten Sie ihn zu warten, bis wir nach Hause kommen. Ich schicke Johann mit den Reitpferden nach Hause.“

„Wie Sie wollen. Also auf Wiedersehen.“

Er läutete ab.

Dann nahm er auf einem der niedrigen Lehnstühle der Bibliothek Platz und schlug die Beine übereinander, wie er zu tun pflegte, wenn er allein mit seinen Gedanken war. —

Biffert hatte also recht gehabt — die Gräfin war auf Waldhof, und der Selbstmord würde keinen Einfluß auf ihre Pläne ausüben, wenn nicht — wenn nicht — —

Die Tür ging auf, und der Graf trat ein.

Er sah aufgeräumt und heiter aus.

„Ich habe Sie wohl etwas lange warten lassen,“ sagte er, „aber um nicht Jörgens Mißtrauen zu erwecken, habe ich das weniger gute Messer benutzt. Das nahm längere Zeit in Anspruch und erforderte auch Vorsicht. Nun ist es überstanden, und wir können in aller Ruhe über das Ereignis reden. Nehmen Sie eine Zigarre?“

Skram nahm dankend eine, und die Zigarren wurden angezündet.

„Ich habe inzwischen über Ihre Mitteilungen gehörig nachgedacht,“ fuhr der Graf fort. „Sie haben recht, es darf unter den Leuten nicht das geringste Geschwätz entstehen. Was wollen Sie aber als Motiv zu dem Selbstmord angeben?“

Skram erhob den Kopf. „Es ist natürlich niemals leicht zu ermitteln, aus welchem Grunde ein Selbstmörder seine Tat begangen hat. Nahrungssorgen sind hier ausgeschlossen, denn Biffert war ja ein sehr vermögender Mann; Liebeskummer ist auch kaum die Ursache gewesen, denn dazu war er ein viel zu einge-

fleischter Egoist. Ich glaube, seine Herzkrankheit hat zusammen mit einer krankhaften Zwangsvorstellung, die er mir übrigens gestern in sehr interessanter Weise beschrieb, auf ihn eingewirkt. Er sagte gestern, er liebe das Leben, befürchte aber dennoch, daß er eines Tags Selbstmord begehen könne. Daher gehe er auch nicht auf Jagd, könne weder Berge noch Türme besteigen und rasiere sich ungern selbst. Die Furcht ist ihm zum richtigen Zwangsgedanken geworden, sein Gehirn muß nicht ganz normal funktioniert haben. Ich glaube, es liegt ein Fall vor, den die englische Coroner Jury ‚momental insanity‘ nennt. Aber schließlich will ich seinen Motiven nicht nachjagen, sondern das Doktor Kühn überlassen.“

Der Graf nickte. „Gut,“ sagte er, „das ist alles sehr klug erdacht. Aber ich bitte Sie, Skram, vergessen Sie, was ich gestern sagte; ich war etwas erregt, und ich hege keinen Zweifel, daß meine Frau nun, nachdem Viffert tot ist, viele Dinge mit andern Augen ansehen wird; ja, ich will Ihnen nicht verhehlen, daß dieser Todesfall mir nicht solchen Kummer bereitet, wie es doch eigentlich sein müßte.“

Skram lächelte. „Es gibt sicher niemand, der Viffert eine Träne nachweint! Das ist das Los aller Egoisten. Ein stilvolles Begräbnis — voilà tout! würde Viffert selbst gesagt haben.“

„Ich bin dem Manne sehr zugetan gewesen,“ sagte der Graf ernst, „allerdings vor vielen Jahren. — Na, über die Toten nur Gutes! Er war ein begabter und in mancher Hinsicht auch tüchtiger Mann. Liebenswürdig war er ja nicht und sein Charakter war nicht gut. Na, wollen lieber nicht mehr davon reden. Wer beerbt ihn denn?“

Skram zuckte die Achseln. „Das darf ich jetzt noch nicht sagen. Das Testament setzte ich erst gestern abend auf, nachdem die Herrschaft zur Ruhe gegangen war. Es ist seinem Inhalt nach recht wunderlich und wird sicher noch genug Zwist und Ärger erregen.

Aber es ist vollkommen gesetzmäßig und unanfechtbar."

„Sie meinen, seine Verwandtschaft werde einen Prozeß anstrengen?"

„Zweifellos. Man wird behaupten, Viffert sei unzurechnungsfähig gewesen, als er es machte. Wer die gesetzmäßigen Erben sind, habe ich noch nicht untersucht, aber die werden sich schon von selbst melden. Jeder Tag hat seine Plage!"

Der Graf schwieg eine Weile lang, dann erhob er den Kopf.

„Und Sie sind sicher, daß hier Selbstmord vorliegt?"

„Warum fragen Sie danach, Herr Graf?"

„Sie haben ja selbst gesagt, daß auf Jörgen ein Verdacht fallen könnte, denn Leonie ist wohl die Erbin, das würde wenigstens Helmut gleichsehen — — und dann ist es ja jedenfalls Ihre Pflicht, eine Untersuchung anzustellen. Für Jörgen stehe ich ein — er ist kreuzbrav und treu wie Gold, aber die Untersuchung würde in höchst unerwünschter Weise die Aufmerksamkeit der Zeitungen auf die Affäre lenken. Sie verstehen mich wohl."

Skram erhob sich.

„Ich verstehe es sehr gut, Herr Graf, aber so weit kennen Sie mich wohl schon, um überzeugt zu sein, daß ich nur im äußersten Notfall einen Schritt unternehmen werde, der diesem Hause, in dem ich so viel Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft genossen, Unfriede und Ungemach schaffen müßte. Meine Pflicht als Beamter muß ich freilich tun, aber ich werde sie zu vereinigen suchen mit dem, was ich Ihnen als Ihr Freund schulde."

Der Graf drückte ihm die Hand.

„Ich vertraue Ihnen, Skram. Aber sagen Sie, kann das wirklich möglich sein?"

„Es ist noch sehr unwahrscheinlich," sagte Skram, „in jedem Falle hängt es von dem Ergebnis der Obduktion ab, die der Kreisarzt vornimmt. Bevor ich

irgend einen Schritt in dieser Richtung tue, werde ich Ihnen Bericht erstatten."

„Hm," meinte der Graf nach einer Weile nachdenklich. „Polly ist noch immer nicht zu Hause. Sie ist am Morgen ausgeritten und hat den Bescheid zurückgelassen, daß sie zum Frühstück wieder da sein werde. Ich vermute, daß sie bei Ahrenfelds oder vielleicht auch in Taarnborg ist, aber — Sie verstehen wohl — unter diesen Umständen kann ich nicht rings herum nach ihr telephonieren. Das Gerücht geht natürlich draußen schon um. Ich selbst hörte die Nachricht zuerst von einem Landbriefträger, als ich von der Ziegelei zurückkehrte. Ich wünsche auch nicht, daß Sie nach der Gräfin telephonieren. Sie bekommt es noch früh genug zu wissen."

„Selbstredend," sagte Skram. „Übrigens weiß ich, wo sich Ihre Gnaden befindet. Sie ist nach Waldhof hinüber . . . wahrscheinlich hat sie sich mit dem jungen Biffert gestern abend verabredet. Ich muß wegen des Testaments zu ihm hinüberfahren, und die Frau Gräfin, mit der ich per Telephon redete, ersuchte mich, Sie zu bitten, mir das Auto zur Verfügung zu stellen."

Der Graf stutzte.

„Auf Waldhof?" sagte er langsam. „Und sie weiß es? — Wie nahm sie es auf?"

„Sehr ruhig," versetzte Skram. „Die Frau Gräfin hat ja eine seltene Charakterstärke. Sie sagte noch, sie möchte gern gleich mit mir reden."

„Dann fahren wir beide zusammen hinüber," sagte der Graf und erhob sich, um nach dem Stall zu klingeln.

„Einen Augenblick noch!" rief Skram. „Wollen Sie mich nicht lieber allein fahren lassen, Herr Graf? Im Anschluß an unser Gespräch von gestern abend glaube ich, gerade heute etwas ausrichten zu können, und Sie wissen, daß niemand sehnlicher den Wunsch hegen kann, daß die Verhältnisse hier dieselben bleiben, als gerade ich, besonders nach diesem Ereignis. Ich habe

einigen Takt und einige Menschenkenntnis. Wirklich, Herr Graf, Sie sollten meinem Vorschlag folgen."

„Nun, meinetwegen," sagte dieser.

„Dann warte ich also auf den Wagen," fuhr Skram fort, „und Sie sorgen wohl dafür, Herr Graf, daß die Zimmer geschlossen werden und niemand Zutritt erhält."

„Wie Sie wünschen. Brauchen Sie mich sonst noch?"

„Nein, danke."

„Dann will ich zusehen, ein wenig Essen zu bekommen, und auch ein paar Briefe schreiben. Im übrigen stehe ich zu Ihrer Verfügung."

Skram verbeugte sich.

Der Graf klingelte. — „Wollen Sie etwas zu essen haben?" fragte er noch.

„Nein, danke," sagte Skram, „ich habe schon gegessen. — Was ich noch zu bestellen habe — und das ist ein ganzes Teil — muß noch bis heute abend erledigt sein."

So schieden sie.

Zweites Buch.

Gräfin Polly.

I.

Das Automobil des Grafen war ein großer, roter Wagen von dreißig Pferdekräften; die beiden offenen Sitze des Inneren waren mit braunem Leder bezogen, und die mächtige Laterne blitzte in der Sonne um die Wette mit den schweren, blanken Beschlägen. Skram saß, in einen Staubmantel gehüllt, auf dem Hintersitz und überließ den Wagen der Führung des Chauffeurs. Er wollte nachdenken.

Waldhof lag drei Meilen Wegs entfernt, und die Landstraße lief durch ein stark kupiertes Terrain. Es war, als stünde der Wagen still, und als werde die Landschaft unter ihm hinweggezogen. Der Weg schien einem breiten gelbweißen Bande gleich auf mächtigen Rollen zu laufen, während die Gegend auf beiden Seiten mit Feldern, Gehöften und Kirchen langsamer als der Weg vorüberzugleiten schien; nur der Wald am Horizont, der scheinbar eine feste Umrahmung des Ganzen bildete, stand still; er lag anscheinend außerhalb der Maschinerie.

Der Chauffeur hatte Ordre erhalten, die Fahrt über das erlaubte Maß zu beschleunigen, denn Skram hatte Eile, und mit heiserem Tuten fuhr der große, rote Wagen an den niedrigen Hütten, den Ententeichen und den Wirtsgärten vorbei, am Zaune des Kirchhofes herum, dann vorwärts, auf- und niedergleitend und mit wiegender Bewegung die Hindernisse nehmend.

Skram dachte über die Sache nach. Er liebte es,

Verantwortung zu tragen, niemals war er froher, als wenn er einer Tatsache gegenüberstand, die eine neue, von ihm — seiner Persönlichkeit und Kraft — geschaffene Situation hervorrief. Hätte es sich hier um eine einfache bürgerliche Familie gehandelt — hätte sich dieses Schauspiel in einem einfachen bürgerlichen Hause abgespielt — dann hätte kein Diener des Rechts gezögert, auf der Stelle einzuschreiten. Daß wirklich ein Mord vorlag, betrachtete Skram als feststehend, denn mit einem Messer, das abends um acht Uhr auf dem Toilettentisch des Grafen gelegen hatte, konnte der Kammerjunker sich nicht um zwei Uhr nachts den Hals abschneiden, ohne sich das Messer zu holen, und daß er zwischen zwölf und zwei Uhr nachts eins der ihm geschenkten Messer umgetauscht haben konnte, war ganz undenkbar. Er hätte dann das Schlafzimmer der Gräfin passieren oder auf einem weiten Umweg über verschiedene Treppen durch das Schlafzimmer des Grafen gehen müssen, denn die nach dem Korridor führende Tür des Ankleidezimmers war in der Nacht verschlossen. Das hatte Skram konstatiert. Nach allem, was vorlag, mußte sich eine Person nach zwei Uhr nachts, als der Kammerjunker von seinem nächtlichen Besuch bei Mamsell Leonie zurückgekehrt war, Zugang zu seinen Zimmern verschafft haben. Da nun sicher noch einige Zeit verstrichen war, bis der Kammerjunker zur Ruhe gegangen und eingeschlafen war, so konnte die Tat nicht gut vor drei Uhr geschehen sein. Und für diesen Zeitpunkt mußte sich Jörgens und Leonies Alibi feststellen lassen. Graf Henrik konnte diese Person ebenfalls nicht sein, denn er hätte Skram sicher nicht auf die Verschiedenheit der Messer aufmerksam gemacht, wenn er selbst als der Täter die Messer umgetauscht hätte, um die Spur des Verbrechens zu verwischen.

Natürlich lag der Gedanke nahe, daß ein sehr raffinierter Verbrecher auf einen solchen Plan verfallen könnte, jedoch solch ein raffinierter Verbrecher war Graf Henrik auf keinen Fall. Er, ein Mann von ge-

rader Denkweise, war wohl ein wenig schwerfällig, hatte keinen sonderlich hellen Kopf, aber er war ehrlich und treuherzig. Ein solcher Mann konnte in seinem Leben allenfalls wirklich ein Verbrechen begehen und auch Schritte tun, es zu verbergen — das bewirkt ja einfach der Selbsterhaltungstrieb — aber immer mußten sich in seiner Verteidigungstaktik Züge finden, die seiner Natur entsprachen. Wenn er den Umtausch bewirkt hätte, dann hätte er sicher nicht den Tagesnamen übersehen, er, der doch ganz pedantisch daran festhielt, daß jeder Tag sein bestimmtes Messer habe — für den diese Tagesnamen täglich eine Rolle spielten. Und wenn er es wirklich übersehen hätte — infolge der Aufregung, infolge jener unverständlichen Blindheit, von der Verbrechen oft begleitet sind — so würde seine Reflexion doch wieder erwacht sein, als er das Messer in der Hand hielt. Er würde dann niemals den Mann, der ihm gefährlich werden konnte, auf eine Spur leiten, die ganz unnötig war, da dieser Mann ja noch gar keinen Verdacht geäußert hatte. Auch beim Gespräch über Jörgen hatte der Graf keinen Augenblick lang den Eindruck des Schuldigen gemacht. Skram fühlte sich völlig überzeugt, daß er hier kein Recht zum Einschreiten habe und daß jeder Angriffspunkt mangle.

Aber der Kammerjunker w a r ermordet worden, und es war so gut wie ausgeschlossen, daß der Täter von außen her gekommen war. Es mußte jemand von den Bewohnern des Schlosses gewesen sein, und nach allen Erwägungen blieb nur noch eine Person übrig: die Gräfin Polly!

Und sie hatte Beweggründe für die Tat gehabt. Es war klar, daß ihrem Wunsch, ihr Leben zu leben, nichts andres als eine Spätsommerverliebtheit in Sigismund Viffert zu Grunde lag, den sie noch vor Erkaltung ihres Opfers aufgesucht hatte. Viffert hatte ihr gedroht, das stand ja deutlich in dem Briefe; er hatte gesagt, daß er seinem jungen Neffen alles

erzählen werde. Den Heiligenschein, der von ihr ausstrahlte, hatte er ihr nehmen und den jungen Mann hatte er sehend machen wollen — so sehend, daß der Zauber brechen mußte. Und damit dieses nicht geschehe, mußte er sterben. Das war klar. Gräfin Polly hatte schon einmal eine ähnliche leidenschaftliche Liebe gehabt — damals, als sie zu Viffert gesagt hatte: „Wenn du bereit bist, durch eigene Hand zu sterben." Nun trat wieder eine solche Leidenschaft in ihr Leben, jetzt aber kannte sie die Menschen, sie kannte das Leben, und sie kannte Viffert, und nun fragte sie nicht, ob er sterben wolle, sondern nahm ihm das Leben, während er schlief, weil es das Sicherste war und weil sie seinen Tod wollte.

Sie hatte nichts von den Messern gewußt und die Bemerkung bei Tisch vielleicht überhört. Daher nahm sie das scharfgeschliffene Messer, das — wie sie wußte — auf dem Tisch des Grafen lag, als Waffe an sich; es galt für sie vor allem, Viffert aus dem Leben zu schaffen, und weniger, die Spur des Verbrechens zu verwischen. Er mußte sterben, bevor es Tag wurde, denn am nächsten Tage wollte er reden, das hatte er selbst gesagt, und sie wußte, daß er Wort halten würde. Sie hatte nicht überlegt, wie sie ihre Tat verbergen solle, denn dazu fanden sich wohl immer noch Mittel im Hause. Und sie schreckte wohl auch kaum davor zurück, den Verdacht auf Jörgen oder gar Henrik zu lenken. Sie konnte nicht ahnen, daß Viffert einen Brief geschrieben und diesen Leonie zur Besorgung übergeben hatte, und wie sollte wohl jemand, ohne den Inhalt des Briefes zu kennen, auf einen Verdacht gegen sie verfallen? So war sie denn, nachdem sie gelauscht und seine Tritte über den Fußboden und die Treppe mit atemloser Spannung verfolgt hatte, hinaufgeschlichen — hatte gewartet, bis sie annehmen konnte, daß er schlafe, und ihn dann umgebracht. Dann hatte sie sich wohl umgesehen und die Messer entdeckt, und sofort war ihr der Gedanke gekommen, daß sie

auf leichte Weise den Verdacht gegen jedermann ausschließen könne. Sie kannte die Messer wohl, doch beachtete sie die Tagesnamen nicht; als Frau interessierte sie sich nicht für Barbiermesser und bekümmerte sich nicht um die Toilettenfinessen ihres Mannes. Sie griff blind darauf zu, nahm das Donnerstag-Messer und schlich damit in ihr Schlafzimmer hinab, nicht ahnend, daß ein Zufall ihr die Kammerzofe in den Weg führen könnte, die nicht, wie die Gräfin glauben mußte, ruhig schlafend in ihrer Mansarde lag.

Und dann — früh des Morgens — war sie ausgeritten, um fern von aller Unruhe und aller Pein, die die Entdeckung des Todesfalls mit sich bringen mußte, zu sein — — um ihn zu treffen und Pläne für ihr künftiges Leben zu schmieden. —

Dies waren die Gedanken, die Skrams Gehirn durchjagten, während der gelbweiße Weg unter ihm fortgerissen wurde. So war es zugegangen, und daraufhin war er berechtigt, Gräfin Polly Eisenbart zu jeder Stunde zu verhaften und sie des Mordes zu bezichtigen, des Verbrechens, dessen Strafe — der Tod ist.

Aber wollte er das wirklich tun?

Skram war ein heftiger Widersacher der in der Rechtsordnung festgesetzten Todesstrafe, aber ebenso heftige Abneigung hegte er gegen die Veranlassung dieser Strafe — gegen den Mord. Er betrachtete das Leben als ein Recht aller. Nur im Notwehrfalle, wo Leben gegen Leben stand, erschien ihm das Töten eines Menschen statthaft, obwohl er selbst hier verlangte, daß es tunlich vermieden werde. In diesem Punkt war er Fanatiker, und jung war er ja auch. Hier Schonung zu üben, wie das Herz es verlangte, ging gegen die Erfahrung seines Lebens und den Grundzug seines Charakters. Nicht, daß es ihn getrieben hätte, das Wehe der Vergeltung über ihr Haupt zu bringen, aber ihm deuchte es unumgänglich, daß sie, die die erste Forderung der Gesellschaft, Achtung vor dem Leben des andern zu empfinden, verletzt hatte, auch die Wiedervergel-

tung derselben Gesellschaft — die Strafe auf sich nähme.

So sicher war er seiner Sache, daß er in Gedanken die Gräfin bereits ihrer Strafe gegenüberstellte und von allen andern Möglichkeiten absah.

Aber wenn es auch für ihn in dieser Hinsicht kein Zweifeln und Zögern mehr gab, wie stand es denn mit den andern, die nicht so wissend und sehend waren wie er?

Viffert war tot; diese Tatsache stand fest; aber es konnte sich um Selbstmord handeln; im Edelsburger Polizeiprotokoll stand vorläufig geschrieben, daß Selbstmord vorliege, und es gab nur einen, der mit Sicherheit wußte, daß es nicht so zusammenhing. Die Beweggründe zu der Tat kannten nur sie und er. Sie hatte ihre treibende Kraft gefühlt, und er hatte sie aus den Worten des Toten herausgelesen, die, ohne von dieser Kraft zu reden, ihn doch vermuten ließen, zu welcher Stärke sie bei ihr anwachsen könnte. Aber nicht einmal ihr Mann, der doch behauptete, daß sie nichts vor ihm verberge, ahnte, daß sie Sigismund Viffert liebte, und Skrams einziger Zeuge war der Brief, der ebenfalls nichts Positives besagte. Die Enthüllungen, die im Briefe Vifferts standen, hatten ihm wohl Gewißheit verschafft, allein nur, weil sie sich auf sein Wissen von dem gefundenen Messer stützten. Die Erzählung allein war nicht hinreichend, diese Gewißheit zu schaffen; sie bildete nur ein Beweismoment, einen Anlaß für Glauben oder Nichtglauben — für eine richterliche Vermutung. Der Brief selbst besagte nichts; ihm wie auch dem Testament konnte Skram jede beliebige Auslegung unterschieben. Und die Gräfin würde sicher ihre Schuld verneinen. Er erinnerte sich noch ihrer Worte: Was ich nicht sagen will, das sage ich nicht, und wenn man mich auf ein glühendes Eisen legte. Sie würde wie der Inkakönig mit den Worten auf den Lippen sterben: Auch ich hab' nicht auf Rosen gelegen; aber eingestehen würde sie nichts.

Und was die Messer betraf — freilich der Kreisarzt war vorhin Zeuge gewesen, aber dieser hatte nicht die im Etui liegenden Klingen am Abend vorher gesehen, und die Worte des Grafen klangen noch in Skrams Ohren: „Es muß eine Vertauschung vorgekommen sein; das ist zwar merkwürdig, aber immerhin möglich; es muß eine Vertauschung vorliegen.“ Und schließlich gedachte Skram auch seiner eigenen Worte: „Tuesday kann leicht für Thursday gelesen werden.“ Und zwei Buchstaben von wenigen Millimetern Höhe sollten die Grundlage dazu bilden, die Gräfin Polly Eisenbart auf Edelsburg des Mordes zu bezichtigen?

Die Sozialdemokraten vielleicht würden es glauben, aber der wohlgesinntere Mittelstand und gar die Großen im Lande — — —?

Niemals! Auf das Zeugnis eines einzigen Beamten hin wird keiner zum Tode verurteilt. Nein, jeder würde es für Selbstmord halten; daß hier Selbstmord vorlag, konnte man doch schon daran erkennen, daß der Kammerjunker es so eilig mit seinem Testament gehabt hatte. Der junge Richter, würde es heißen, befindet sich auf einer falschen Spur; es ist ja ganz schön, eine wachsame Behörde zu haben, aber besser ist es immerhin, das Schwert des Rechts einem alten, ruhigen Manne anzuvertrauen, und nicht einem Brausekopf, der — um sich einen Namen zu machen — darauf losstürmt und Menschenleben vernichtet!

Ein Brausekopf, der vorwärts stürmt, von seinem Ehrgeiz getrieben? — Nun, er, der die Wahrheit kannte, war jedenfalls bereit, auch die Verantwortung auf sich zu nehmen.

Und eins nahm er sich vor: hier sollte kein Fehler begangen werden. So ist es schon ein Fehler, das Schwert zu ziehen, wenn man es nicht schwingen darf; denn so oft das Schwert des Rechts gegen den Willen des Volkes geschwungen wird — so oft es geschwungen wird, ohne daß das Volk einsieht, warum — erhält

die Schneide eine Scharte, und die blanke Klinge wird bei solchem Mißbrauch zur stumpfen Säge.

Nein, tausendmal lieber Verbrechen ohne Strafe — als Strafe ohne Verbrechen, und das Verbrechen muß, um ein solches zu sein, von allen erkannt werden.

Denn die Allgemeinheit straft — nicht ein einziger. — —

Nun zeichneten sich die roten Dächer von Waldhof zwischen dem Grün der Bäume ab. Skram schaute auf. Hic Rhodus hic salta!

II.

Gräfin Polly wartete an der Treppe, als das Automobil heranrollte und vor dem ausgehauenen Steinportal hielt. Sigismund Viffert stand neben ihr. Beide grüßten freundlich und ernst, wie die Lage der Dinge es gebot, und bald darauf saß Skram in dem großen, altmodisch möblierten Gartenzimmer, vor dessen schmalen Fenstern dichtstehende Obstbäume eine schützende Wehr gegen die Sonnenstrahlen bildeten.

Klipp und klar berichtete Skram, was geschehen war; den Hauptnachdruck legte er auf die Abfassung des Testaments und die sonderbare Eile, die Viffert dabei gezeigt hatte. Er redete von der Herzkrankheit und den Zwangsvorstellungen, verweilte lange bei dem sonderbaren Vorfall mit den Barbiermessern, die Viffert mitten in der Nacht gebracht wurden, und schloß mit einigen gewöhnlichen Worten über den Verstorbenen, dessen trauriges Ende kein eigentlicher Verlust war, sondern ein Ereignis, das bald in Vergessenheit geraten würde.

Die beiden hörten ihm schweigend zu, Viffert benommen, ernst und ruhig, Gräfin Polly mit weiblicher Teilnahme, etwas unbehaglich berührt, vielleicht sogar ein wenig bekümmert.

„Und die Leiche?“ fragte sie.

„Die ist schon nach dem Krankenhaus gebracht

worden, wo die Obduktion vorgenommen werden soll. Alsdann ist die Sache erledigt."

Sie redeten über den Verstorbenen, und Äußerungen wurden getan, wie sie Skram nur erwartet hatte. Helmut Viffert war tot, und sein Nachruf entsprach seinem Verdienst.

Gräfin Polly suchte ihn zu entschuldigen, indem sie sein einsames Leben hervorhob, die harten Kämpfe, die er in der Jugend durchgemacht hatte, das von seiner Verwandtschaft an ihm begangene Unrecht, seine eigenartige Begabung und große Begabung auf einzelnen Gebieten.

Eine nette Leichenrede, dachte Skram. Sie war genau so, wie er sie erwartet hatte.

Und dabei merkte er deutlich, daß Gräfin Polly sich sehr für den Grund interessierte, der ihn nach Waldhof geführt hatte.

Skrams Absicht war in Wirklichkeit nur, sie zu treffen, der erste zu sein, der ihr Nachricht brachte, und die Vermutung, daß Sigismund der Mann ihrer Wahl sei, bestätigt zu sehen. Sodann wünschte er, mit ihr unter vier Augen zu sprechen, noch ehe sie mit einem andern geredet hätte und die Möglichkeiten, die ihr die Zukunft bot, überschauen könnte.

Er wollte — mit andern Worten — sie für sein erstes Verhör isolieren.

Dies freilich konnte er nicht gut als den Grund seines Kommens angeben. Und darum sagte er: „Ich wollte mit Ihnen, Herr Viffert, als dem nächsten Verwandten des Verstorbenen gern reden, bevor ich das Amt übernehme, das mir der Verstorbene zugedacht hat. Das Testament ist ein Glied in der Kette von Umständen, die sich um den Selbstmord schließt, und ich möchte Ihren Namen nicht gern in die Sache hineinziehen, bevor ich mit Ihnen geredet habe. Wenn die Frau Gräfin mir also ein paar Minuten zu einem Gespräch mit Herrn Viffert lassen wollte — —"

Sigismund unterbrach ihn. „Ist nicht nötig, lieber

Herr Amtsrichter. Gräfin Polly und ich haben keine Geheimnisse voreinander."

„Ja," fügte die Gräfin ruhig hinzu, „nach diesem ungewöhnlichen Ereignis habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß Sie erfahren, daß Sigismund Viffert die Ursache zu meinem Schritt bildet, über den ich gestern mit Ihnen sprach. Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen."

Skram verbeugte sich — der erste Teil seiner Mission war beendet. Viffert hatte mit seiner Vermutung recht gehabt.

„Sie wollen uns also mitteilen," fuhr die Gräfin fort, „welche Bestimmungen Helmuts Testament enthält — mit Bezug auf Sigismund und — mich."

Skram begriff sofort, daß dieses „und mich" deutlich verriet, daß die Gräfin schon am vorigen Abend mit Viffert über das Testament unterhandelt hatte. Wußte sie also schon alles? Das mußte er sofort erproben.

„Der Kammerjunker erzählte mir gestern abend, daß er Euer Gnaden bereits den Inhalt des Testaments mitgeteilt habe. Da es von mir als Amtsperson nicht korrekt gehandelt sein würde, den Inhalt einem andern als Herrn Viffert allein anzuvertrauen, so möchte ich gern wissen, ob Euer Gnaden den Inhalt wirklich schon kennen oder nicht."

„Ja," sagte die Gräfin, „ich weiß, daß ich seine Erbin unter gewissen Bedingungen bin — aber," fügte sie hinzu, als bereue sie, sich soweit vorgewagt zu haben, „somit ist es ja sinnlos, daß Sie es mir nicht sagen wollen. Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Skram. Oder ist das Testament etwa abgeändert worden?"

Skram schien es, als habe er jetzt bereits einen Fehler begangen. In einem so unwesentlichen Punkte hätte er nicht Schwierigkeiten machen dürfen, zumal, da die Gräfin bedingungslos Bescheid wußte.

Er verbesserte sich daher schnell und sagte lächelnd:

„Euer Gnaden müssen schon meine Beamtenpedanterie entschuldigen; die wahre Ursache aber ist, daß ich mich geniert fühle, über diese Bedingungen zu dreien zu diskutieren. Wie Euer Gnaden wohl wissen, verlangt der Verstorbene von Ihnen, daß Sie die Erklärung abgeben, niemals mit Herrn Biffert die Ehe einzugehen, nachdem Ihre gegenwärtige Ehe, wie der Verstorbene es erwartete, gelöst ist. — — Darf ich fortfahren?"

Die Gräfin war glühend rot geworden. Skram stutzte. Wußte sie es etwa nicht? Aber nun war es einmal gesagt, und so fuhr er fort: „Diese Bedingung, die den nächsten Erben in zweifacher Weise von der Erbschaft ausschließt, ist an und für sich anstößig. Man kann sie nicht gut veröffentlichen, und leider läßt sie sich auch nicht beiseiteschieben. Was ich nun wünsche, ist eine Erklärung des Herrn Biffert, die zusammen mit der offiziellen Bekanntmachung des Testaments den Erben vorgelegt werden und der absonderlichen Vermutung, die das Testament ausspricht, den Stachel nehmen könnte."

Die Gräfin sah Skram bewundernd an, und dieser fand im Stillen ihre Bewunderung ganz berechtigt; denn diese Wendung war wirklich wohlgeglückt, um so mehr, als er sie — was die Gräfin nicht wußte — ganz impulsiv, einer Eingebung des Augenblicks folgend, vorgeschlagen hatte.

Skram fuhr fort: „Wenn ich eine solche Erklärung vorlegen könnte, würde jedermann sich sagen, der Verstorbene habe einen ganz sonderbaren Irrtum begangen. Ich hatte zuerst gedacht, daß Euer Gnaden selbst eine solche Erklärung abgeben könnten, wenn Sie, was ich allerdings vorhin nicht wußte, keine Bedenken dagegen trügen. Es ließe sich jedenfalls machen, ohne auch nur den Schimmer eines Argwohns auf Sie zu werfen. Es dreht sich ja nur um die wunderlichen Ideen eines Selbstmörders."

„Was meinen Sie aber jetzt, da Sie mehr wissen?"

fragte die Gräfin. Sie verließ sich offenbar ganz auf Skrams Scharfsinn und seine juristische Tüchtigkeit.

„Ja," sagte Skram, „wenn es wirklich Ihre Absicht ist, in drei Jahren mit Herrn Viffert die Ehe einzugehen, dann wird es freilich schwer fallen, eine Erklärung abzugeben, daß Sie das nicht tun wollen. In diesem Falle möchte ich Ihnen raten, zu erklären, daß Sie unter keinen Umständen ein Erbe annehmen wollen, das sich als eine gewisse Anspielung auffassen läßt, die gegenwärtig, da Sie Graf Henriks Gattin sind, nur beleidigend für Sie sein kann. Eine solche Erklärung würde ich mit Vergnügen für Sie abfassen, und damit fielen alle Zweifel fort."

„Zusammen mit der Erbschaft," sagte die Gräfin, kurz auflachend.

„Zusammen mit der Erbschaft," wiederholte Skram und blickte sie forschend an. „Aber Euer Gnaden können selbstverständlich auch anders handeln. Sie könnten wenigstens vorläufig Ihre Pläne fallen lassen, eine Erklärung wie die erstgenannte abgeben und das Erbe in Empfang nehmen. Sollten Sie später Ihre Ansicht ändern und die Ehe einzugehen wünschen, so müßten Sie selbstredend den vollen Betrag an die berechtigten Erben zurückerstatten. Aber ich möchte doch bemerken, daß ich nach dem, was geschehen ist, eine solche Erklärung nur ungern abfassen würde."

„Das alles will sagen: er verfolgt mich über das Grab hinaus," sagte die Gräfin bitter und biß die Zähne zusammen.

Skram blickte sie an. — Der grausame Mund! dachte er.

Doch sie bereute ihren Ausruf sofort und fuhr eilig fort: „Wer sind denn die sonstigen Erben?"

„Graf Henrik — Mamsell Leonie — und der Rest ist für das Allgemeinwohl bestimmt nach Kühns und meinem Gutdünken."

„Mir dies zu verraten, dazu halten Sie sich wohl ohne weiteres für berechtigt, nicht?" sagte die Gräfin scharf.

„Ja," versetzte Skram. „Sie wußten es ja schon."

„Nein," sagte sie, „mir das zu erzählen, ist ihm doch zu schwer gefallen."

„Es ist indessen so," sagte Skram. „Ich sehe Schwierigkeiten voraus, aber ich, der als Notar das Testament attestiert hat, muß hervorheben, daß der Kammerjunker bei voller Vernunft gewesen ist, als er seine Bestimmungen traf, und diese müssen somit von jedermann respektiert werden."

„Ich muß mit dir darüber reden, Sigismund," sagte die Gräfin.

Das Wort „du" wird in jener Gegend gewöhnlich zwischen Nachbarn gebraucht, und hat somit nichts weiter zu bedeuten. Skram hatte die Gräfin allerdings noch nie so zu Viffert reden hören und er hatte ja auch erst soeben ihr gegenseitiges Verhältnis erfahren, aber dennoch war er überzeugt, daß dieses „Du" an und für sich nichts zu bedeuten hatte.

„Dazu ist auch reichlich Zeit," sagte er. „Nur scheint mir, als hätte ich Herrn Viffert gar nicht aufzusuchen brauchen. Ich vermag wohl zu verstehen, daß Ihnen die Erörterungen, die an dieses sonderbare Testament geknüpft werden können, nicht sympathisch sind und daß Sie Ihre Entscheidung gerne auf später verschieben möchten. In diesem Falle ist mein Auftrag erledigt. Ich selbst habe nur die Bestimmungen des Testaments zu erfüllen und das Barvermögen zu verwalten, das nach der Aussage des Verstorbenen gegen sechs- bis siebenhunderttausend Kronen beträgt, mithin recht bedeutend ist."

Die beiden saßen schweigend da.

„Und einen andern Auftrag haben Sie nicht?" fragte die Gräfin nach einer Weile.

„Doch," sagte Skram, „im Grunde genommen, habe ich noch einen zweiten Auftrag, und ich kann ihn auch gleich nennen. Es hat dem Kammerjunker offenbar daran gelegen, einen Bruch zwischen Euer Gnaden und seinem Neffen herbeizuführen. Er hat schärfere Augen

gehabt als wir andern, ja, als Graf Henrik selbst; das darf ich nun, da Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben, wohl sagen. Und er hat sich in den Kopf gesetzt, diese — lassen Sie mich sagen — Partie zu verhindern. Er hat einen Brief an Herrn Viffert hinterlassen, in dem er seinem Neffen eindringliche Vorhaltungen macht, wie unrecht es gehandelt sei, zwischen zwei Ehegatten zu treten. Dieser Brief befindet sich in meinem Verwahrsam und darf wohl dem Adressaten übergeben werden."

Skram hatte sich ausschließlich an die Gräfin gewendet, und er merkte, daß sie ihn verstand; sie erglühte und bewegte sich unruhig auf ihrem Stuhl.

Sie unterbrach ihn: „Und den Brief haben Sie bei sich?"

„Ja," sagte Skram.

„Haben Sie ihn gelesen?" fragte sie kurz.

Skram glaubte ihr Herz schlagen zu hören. — Sie wußte, was in dem Briefe stand. „Ja," sagte er, „es war von Amts wegen meine Pflicht."

„Ihre Pflicht, einen Brief zu lesen, der nicht an Sie gerichtet ist?"

„Mit den unabgesandten Briefen eines Selbstmörders muß sich die Behörde bekannt machen. Es ist bloß noch mein Amt, Herrn Viffert zu sagen, daß ihm der Brief nicht vor Abschluß der Sache ausgeliefert werden kann."

Sigismund Viffert verstand offenbar die Erregung der Gräfin nicht. Er saß wie gewöhnlich da und starrte sie an. Sie war jetzt etwas blaß, aber äußerlich ruhig, und ihr geschlossener Mund verriet wieder rücksichtslose Entschlossenheit.

Skram begriff, daß die Vergangenheit, die er mit ihr verlebt hatte, jetzt unwiderruflich vorbei war. Er war nicht ihr Freund mehr, er hatte ihr gesagt, daß Vifferts Geheimnis nicht mit dessen Tod ins Grab gehen werde, sondern in ihm weiterlebe. Und wenn es zum Kampfe kam, mußte er das Geheimnis offen-

baren. Doch unter der Maske der Freundschaft zu kämpfen, war seiner Natur zuwider. Hier stand hart gegen hart. Sollte er sie besiegen, dann mußte der Sieg durch sein größere Stärke und die gute Sache, die er verfocht, gewonnen werden; überlisten ließ sie sich gewiß nicht. Und nun hatte er sich ihr so weit genähert, daß sie die Gefahr ahnte: das Geheimnis des Toten lebte noch und wurde von einem Manne bewahrt, der die Macht hatte, es zu benutzen — von einem Manne, mit dem sie nicht brechen konnte, weil er die Seele des Ganzen war.

Die Gräfin erhob sich.

„Ich muß jetzt nach Hause," sagte sie. „Wir können ja noch morgen darüber sprechen, Sigismund. Heute abend noch will ich mit Henrik reden. Ich wünsche in den nächsten Tagen nicht zu Hause zu sein. Mögen die Leute reden so viel sie wollen. Wir können auch morgen darüber sprechen, Skram. Haben Sie Herrn Viffert noch etwas zu sagen, oder kommen Sie mit mir nach der Edelsburg, wie unsre Verabredung lautete?"

Skram verbeugte sich. „Nach dem, was ich erfahren habe, bleibt nichts für mich zu tun übrig. Ich begreife recht wohl, daß Euer Gnaden darüber nachdenken wollen, und ich werde das Testament so lange zurückhalten, bis Sie und Herr Viffert sich über Ihren Entschluß geeinigt haben; ich bin ja auch bereit, Ihnen jederzeit bei diesem nicht leichten Schritt zu helfen. Der Brief steht, wie gesagt, Herrn Viffert zur Verfügung, sobald die Sache abgeschlossen ist, was in den nächsten Tagen der Fall sein wird."

Viffert fragte Skram, ob er eine Erfrischung wünsche, was Skram bejahte, und so wurden Wein und Speisen gebracht. Sie tranken schweigend, und Skram bemerkte dabei, wie Gräfin Pollys Blick forschend auf ihn gerichtet war.

Dies war erst ein Vorpostengefecht gewesen. Der Weg, der zum Ziel führte, war lang, und Skram war noch weit vom Ziel entfernt.

III.

Eine kleine Meile von Waldhof entfernt liegt am Waldsaum ein altes Hünengrab, über das sich hohe Buchen neigen. Es ist eine runde Erhöhung, auf deren Spitze ein Dolmen von schweren, moosbewachsenen Steinen steht. Die Erhöhung liegt nicht weit von der Landstraße entfernt, und ein Fußpfad führt über die Feldsteinmauer, die den Wald vom Ackerlande trennt. Von dieser Höhe aus hat man nach Südwesten eine weite Aussicht über das Land, das sich wellenförmig zum Meere hinabsenkt. Weit draußen am Horizont, hinter grünen Hügeln hervorschimmernd, liegt eine kleine Stadt mit spitzen Türmen, sowie auch die Edelsburg mit ihrem grünen Kupferdach, während hinter beiden das Meer als schmaler blauer Streifen glänzt.

Der Wind kam von Südwest und schlug den Fahrenden kühl und scharf ins Gesicht. Eine Unterhaltung war darum nur schwer zu führen, und die Gräfin rief daher dem Chauffeur zu, daß er anhalten solle. „Skram," sagte sie, „wir haben schon früher an dieser Stelle geplaudert. Ich möchte nun mit Ihnen reden. Kommen Sie, wir wollen zum Hügel hinaufgehen und uns Zeit zur Aussprache lassen. Später können wir schweigen und einholen, was wir an Zeit verloren haben."

Skram neigte den Kopf und stieg aus dem Wagen. Dann reichte er der Gräfin die Hand, und diese sprang leicht auf den grauen, staubbedeckten Weg. Der Chauffeur drehte den Wagen zur Seite und setzte sich hin, um zu warten wie einer, der über seine Zeit nicht selbst verfügt.

Die Gräfin schritt mit Skram nun zur Steinkammer hinauf. Einen Augenblick lang blieb sie stehen und starrte über die gelblichen Felder hin, dann sagte sie mit traurigem Lächeln: „Skram, alles dieses ist mein, und doch verlasse ich es gern — um ihm zu folgen."

Skram sagte nichts.

Sie fuhr fort: „Es gab eine Zeit, da war ich wirklich stolz und froh, alles dieses zu besitzen, und doch lernte ich bald verstehen, daß ich in Wirklichkeit nichts besaß, weil es nur in der Gesamtheit, als das Ganze mein eigen war — weil es zu groß ist, um es im Kleinen zu verteilen. Nun, da ich im Begriffe stehe, dieses Land zu verlassen, bin ich ihm noch fremder, als da ich kam. Wer hier an seinem Besitz Freude haben soll, muß sein Eigentumsrecht mit andern teilen können; hier sind es die Kleinen, die über die Großen herrschen, und diese Kleinen besitzen hier das Land. Und mit ihnen habe ich es niemals teilen mögen; sie trauen mir auch nicht, und ich habe sie nie gewinnen können."

Skram betrachtete sie, wie sie dort im Sonnenschein stand. Seine Feindin — sie, mit der er kämpfte — sie, die er besiegen wollte. — Ihr Antlitz war nicht so, wie er es von früher her kannte; sie war nicht mehr die lächelnde Königin — nicht mehr la belle dame sans merci, sondern eine betrübte, bereuende Frau. —

Hastig wandte sie sich zu ihm um.

„Skram," sagte sie, „sind Sie eigentlich mein Freund, oder mein Feind?" dabei blickte sie ihn scharf an, als verlange sie eine Antwort.

„Ich habe keinen Anspruch auf die Vertraulichkeit Euer Gnaden," sagte Skram ruhig. „Ich habe bisher immer geglaubt, daß ich Ihr Freund sei, aber es gibt doch Handlungen, durch die Menschen — und selbst eine Frau wie Sie — meine Freundschaft verlieren können."

„Bedeutet das, daß Sie mein Feind sind?" fragte sie in demselben traurigen Ton.

„Mir gefällt die Art nicht, in der Sie diese Sache nehmen," sagte Skram. „Ich sage Ihnen rund heraus: Lieben Sie Sigismund Biffert, so haben weder ich, noch ein andrer das Recht, zwischen Sie und Ihre Liebe zu treten. Doch dann gebietet das Gesetz der Ehre, daß Sie alle Folgen dieser Liebe tragen."

Dies sagte Skram, um sie von dem Weg, den sie betreten hatte, fortzuleiten.

„Sie denken wohl an das Testament?“ fragte sie. „Glauben Sie wirklich, daß dieses jetzt eine Rolle für mich spielt? — Oder sollte es möglich sein, daß Viffert mich in seinem Brief an Sigismund — um uns voneinander zu trennen — verleumdet hat? — Skram, nun müssen Sie mir sagen, warum Sie mit Sigismund zu reden wünschten. Wollten Sie — mein Freund — mich verraten ihm gegenüber, den ich liebe?“

Skram schüttelte den Kopf.

„Nein, ich wollte nur sehen, ob er es ist, den Sie lieben, denn das hatten Sie mir ja noch nicht gesagt. Sie hatten mir ja sogar verboten, danach zu fragen.“

„Gestern,“ sagte sie leise, „aber heute ist nicht gestern, und viel hat sich inzwischen geändert. Nun bedarf ich Ihrer Vertraulichkeit, Ihrer Freundschaft, und nun spreche ich das aus, was ich gestern nicht aussprechen wollte: Ja, ich liebe ihn, er ist für mich das Leben, das ich in allen vergangenen Jahren nicht leben durfte. Ich klammere mich an dies Leben, ich will es, ich will es! Und Sie müssen mir helfen, nun, da ich in Not bin.“

Sie ergriff seine Hand.

„Skram, ich frage Sie bei unsrer Freundschaft — wollen Sie mir wirklich Ihre Hilfe abschlagen? — — Geben Sie mir den Brief, Skram! Ja? — Geben Sie mir den Brief.“

Hat sie Viffert ermordet? fragte Skram sich selbst, und sein Blick wurde ruhiger und fester bei dieser Frage.

„Euer Gnaden müssen mir klarlegen, wozu Sie meine Freundschaft wünschen; denn erst, wenn ich das weiß, kann ich antworten. Ich muß wissen, wobei ich helfen soll, und ob ich die Hilfe, die Sie verlangen, auch leisten kann. Ihnen den Brief zu übergeben, dazu habe ich nicht das Recht.“

Ihr Blick war nur betrübt. Sie sah ihn an und sagte leise: „Männer sind Egoisten — alle!“

Dann setzte sie sich auf einen der großen Steine an dem Grab; ihre Hand spielte mit den Blumen im Moose, und ihr Fuß bewegte sich ganz leise — wie in Ungeduld. Und sie redete auch zuerst.

Den Kopf erhebend, sagte sie: „Wann verließen Sie Biffert gestern abend, Skram?“

„Gegen Mitternacht,“ erwiderte er.

„Wissen Sie, daß er gleich, nachdem Sie ihn verlassen hatten, an meine Tür klopfte?“

Skram stutzte. — „An Ihre Tür? — Waren Sie denn da noch nicht zur Ruhe gegangen?“

„Doch,“ erwiderte sie, „aber ich schlafe oft schlecht. Ich lag noch wach im Bett und las. Ich liege oft und lese bis in den hellen Morgen hinein. Es ist eine Angewohnheit von mir, die er kannte. Helmut Biffert und ich standen auf sehr vertrautem Fuß miteinander, und er hat oft in der Nacht, wenn alles schlief, an meinem Bett gesessen.“

Sie sagte das in ganz natürlichem Ton, ohne es näher zu erklären.

Skram schwieg.

Die Gräfin fuhr fort: „Er klopfte an meine Tür, die unverschlossen war. Leonie pflegt sonst diesen Eingang zu benutzen — denn sie schläft oben, das heißt, noch über seinen Zimmern.“

Das wußte Skram; er wunderte sich bloß darüber, daß Biffert dem Anschein nach seinen Besuch bei der Gräfin, noch bevor er sich zur Mansarde hinaufbemüht, abgestattet hatte. Aber er verriet nichts von diesen Gedanken.

„Ich glaubte auch, es sei Leonie,“ fuhr die Gräfin fort, „denn diese kommt nachts zuweilen zu mir. Ich glaubte es um so mehr, als er und ich am letzten Abend im Zorn voneinander gegangen waren, und ich ihm das gesagt hatte, was ich ihm schon lange hatte sagen wollen.

„Aber er war es doch.

„Er redete nicht viel, sondern bat mich nur, zu

vergessen, daß er zornig gewesen, denn er wolle nicht in Unfrieden von mir scheiden. Er beabsichtige, in der Frühe des nächsten Morgens abzureisen, um mir nicht eher wieder zu begegnen, als bis ich selbst es wünschte. Er benahm sich sehr demütig und redete mit weicher Stimme. Ich weiß, daß er in allen Tonarten reden kann; ich kenne seine Redeweise und lasse mich von ihr nicht mehr beeinflussen.

„‚Ich bin zu alt,‘ sagte er — ‚und das Alter hat kein Recht mehr. Versprich mir nur, daß er — du weißt schon, wen ich meine — dir niemals mehr sein wird, als ich dir gewesen bin.‘

„Ich antwortete nicht, denn ich mochte hierüber kein Wort zu ihm sagen.

„Dann redete er von den alten Tagen, von Dingen, die nur er und ich kennen und über die ich mit andern nicht sprechen kann.

„Doch ich antwortete ihm nicht.

„Da fragte er mich, ob ich zürnen würde, wenn er jetzt mit Henrik redete. — ‚Henrik schläft,‘ sagte ich. ‚Ich weiß, daß mein Mann immer bis Sonnenaufgang fest schläft. Im übrigen weißt du ja,‘ fügte ich hinzu, ‚daß du Henrik nichts sagen kannst, wenn ich dir verbiete, es ihm zu sagen‘.

„‚Hm — Sigismund,‘ schaltete er ein.

„Und ich erwiderte: ‚Einmal erfährt er es doch, und so ist es gleich, ob er es durch dich oder durch mich erfährt.‘

„Er ging nun zur Tür, die nach Henriks Toilettenzimmer führt, öffnete sie und trat in das Zimmer ein. Ich sah, daß er Licht machte, und hörte gleich darauf etwas klirren, als krame er am Toilettentisch herum. Ich horchte auf, dann kam er zurück. Vor meinem Bett blieb er stehen und sah mich mit starrem Blick an. Ich erschauderte einen Augenblick lang, denn der Gedanke drängte sich mir auf, daß er soeben Henriks Barbiermesser genommen haben könne, um mich damit —

„Er muß mir den Gedanken vom Gesicht gelesen

haben — der Schein meiner Leselampe fiel ja scharf auf mich herab — denn er sagte lächelnd: ‚Nein, Polly — du sollst leben. — Lebe wohl.‘ Und dann ging er. — —“

Skram hatte, nach vorne gebeugt, dieser seltsamen Erzählung gelauscht. Warum erzählte sie ihm das? Warum nahm sie seinem Glauben den einzigen festen Anhaltspunkt fort? Sie, die ja gar nicht wissen konnte, was er glaubte und warum er es glaubte. Was sie ihm da erzählt hatte, bedeutete nichts Geringeres, als daß Biffert selbst die Messer umgetauscht habe. Erzählte sie das, ohne etwas von dem Umtausch zu wissen? Durch andere konnte sie nichts davon erfahren haben, und er selbst, der einzige, der es wußte, hatte kein Wort darüber gesprochen.

Warum erzählte sie ihm das?

Etwa, weil es Wahrheit war? Von seiner Vermutung, daß sie die Person sei, die Biffert ermordet hatte, konnte sie ja gar nichts ahnen. Oder ahnte sie es doch? Aber wie konnte sie dann wissen, daß es gerade auf eine Erklärung für den Umtausch der Messer ankam? Sie hatte ja — falls sie die Täterin war — beim Umtausch einen Fehler begangen, und sie war nicht auf Edelsburg gewesen, als Jörgen die Leiche gefunden hatte. Sie hätte ihren Fehler am nächsten Morgen, noch ehe das Haus erwacht war, entdecken können, doch dann hätte sie ihn berichtigt.

Skram fühlte, daß der Grund unter ihm wich. War ihre Erzählung wahr, dann war Biffert nicht ermordet worden, sondern von eigener Hand gestorben.

Sie stand noch vor ihm und schaute ihn mit demselben traurigen Blick an.

„Sie verstehen wohl, Skram, was ich Ihnen soeben erzählt habe, das vermag ich nicht so zu gestalten, daß auch Sigismund es erfahren darf. Ich weiß, daß ich ihn verliere, wenn er etwas davon erfährt, was nun — da Helmut tot ist — der Vergangenheit angehört. Und Sie verstehen nun auch wohl, Skram, daß ich bei dem Gedanken zittere, daß Sie nicht mehr mein Freund

sein könnten — Sie, der mein Geschick in den Händen hat und alles ans Licht ziehen kann, was auf Edelsburg in der letzten Nacht geschehen ist. Ihnen darf ich alles erzählen, aber dann — müssen Sie mich auch schonen. Das ist es, worum ich Sie bitte. Und darum müssen Sie mir den Brief geben."

Skram erhob den Kopf. „Meinen Sie damit, daß ich kein Verhör über Sie abhalten und nicht suchen soll, den Motiven zu Vifferts Selbstmord auf den Grund zu kommen? Das vermag ich gut zu verstehen. Und Sie brauchen sich nicht zu fürchten, denn nie werde ich alles dies unnötigerweise einer gaffenden Pöbelmenge bloßlegen. Aber warum erzählten Sie mir das eigentlich unaufgefordert?"

„Weil ich fühle, daß ich zum Reden gezwungen werden könnte. Als Sie mir erzählten, daß Viffert Hand an sich gelegt habe, begriff ich sofort, daß es mit dem Messer, das auf meines Mannes Tisch gelegen hatte, geschehen sein müsse. Viffert selbst hatte ja keine Barbiermesser; ein närrischer Zwangsgedanke ließ ihn beständig befürchten, daß er sich den Hals durchschneiden könne. Das hat er mir erst kürzlich erzählt. Er konnte keine geladenen Waffen bei sich tragen, weder Türme noch hohe Berge besteigen, ja, kaum auf dem Bahnsteig stehen, wenn ein Zug einlief, alles aus Furcht vor Selbstmord. Er, der doch vor dem Tode solche Angst hatte. Darum war er jetzt genötigt, das Messer aus meines Mannes Zimmer zu holen. Und da dieses nach dem Korridor zu verschlossen ist, mußte er mein Schlafzimmer passieren. Verstehen Sie nun, warum ich glaubte, es Ihnen erzählen zu müssen?"

Skram verstand es. — Als Graf Henrik ihm den Unterschied der beiden Messer gezeigt hatte, war er sofort überzeugt gewesen, daß der Graf nicht der Mörder sei. Als Leonie ihm berichtet hatte, was in der Nacht auf Edelsburg geschehen war, hatte er sofort eingeräumt, daß weder sie noch Jörgen an der Tat beteiligt sein könnten. Aber in keinem von beiden Be-

richten hatte die überzeugende Kraft gelegen wie in den traurigen Worten der Gräfin, die alles erklärten, auch das, was nur e r wußte.

Und doch war sein erster Gedanke nicht der: sie ist unschuldig. Nein, der Gedanke, der ihm wie ein Blitz durch den Kopf fuhr, lautete: sie hat telephonisch mit dem Kreisarzt Kühn verkehrt, und er hat ihr alles erzählt. Und nun lügt sie, um mich auf eine falsche Spur zu bringen! — Skram fühlte, daß d e r Verdacht da war, dem kein Richter, und wenn er noch so stark ist, widerstehen kann.

„Haben Euer Gnaden mit dem Kreisarzt Kühn gesprochen?“ fragte er.

„Mit Kühn? — Heute? — Nein! Warum fragen Sie?“ Sie sah verwundert auf.

„Weil ich nicht allein damit zu schaffen habe,“ sagte Skram ruhig. „Bei der Leichenschau wirken Richter und Arzt zusammen, und es wird notwendig sein, Kühn dasselbe Vertrauen zu schenken, das Sie mir erwiesen haben.“

„Kühn ist seit vielen Jahren mein Arzt,“ sagte sie. „Ihm kann ich wohl vertrauen, und was ich Ihnen sage, kann ich auch ihm sagen. — Vielleicht sogar besser, weil er älter ist als Sie. — Aber bedeutete Ihre Äußerung vorhin, daß Sie meine Vertraulichkeit dennoch nicht wünschen?“

„Nein,“ sagte Skram, „das bedeutete sie nicht. Sie bedeutete nur, daß ich nicht versprechen kann, Kühn gegenüber in jeder Hinsicht zu schweigen.“ — —

Sie hatte also nicht mit dem Kreisarzt gesprochen.

„Kann es umgangen werden, daß ich im Verhör nach den Dingen gefragt werde, die Sie nun ohnehin schon wissen?“

„Das sollte ich meinen,“ versetzte Skram. „Besonders wenn Sie — kurz entschlossen — auf Bifferts Erbe Verzicht leisteten.“

„Wieso dann?“ fragte sie und blickte ihn erstaunt an.

„Euer Gnaden müssen bedenken, daß die Ereignisse von heute nacht keine Zeugen gehabt haben. Bei einem so geheimnisvollen Todesfall wie diesem lösen sich Zungen, die sonst gebunden sind. Gegen giftiges Geschwätz kann sich niemand wehren und . . .“

Die Gräfin erhob sich hastig.

„Meinen Sie, daß irgend ein Mensch wagen könne zu glauben, daß ich — ich Helmut Viffert ermordet hätte, um sein lumpiges Geld zu erben?“

„Ja,“ sagte Skram ruhig.

Die Gräfin erglühte.

„Das glauben Sie vielleicht gar selbst?“

„Ja,“ sagte Skram. „Ich glaubte freilich nicht, daß Sie Viffert ermordet hätten, um ihn zu beerben, aber bis zu dem Augenblick, da Sie mir dieses erzählten, glaubte ich, daß Sie Viffert ermordet hätten, um ihn zu hindern, seinem Neffen alles zu erzählen, wie er es ja angedroht hatte, und der Umstand, daß Sie mich um den Brief baten, hat mich in meinen Glauben bestärkt. Nun wissen Sie es.“

Die Gräfin war jetzt ganz blaß; sie stand, an einen der großen Steine gelehnt, die Hände geballt und die Zähne fest zusammengebissen.

„Viffert schreibt gewiß in dem Brief an Sigismund, den Sie gelesen haben, daß ich seine Geliebte gewesen sei, vielleicht sogar, seine bezahlte Geliebte, eine Abenteurerin, die er gefunden habe! Und daher bieten Sie mir solchen Hohn!“

„Ich bitte Euer Gnaden, mich nur als Richter zu betrachten,“ sagte Skram. „Das bin ich jetzt lediglich. Mein Beruf zwingt mich mitunter dazu, die Rücksicht, die sich Männer sonst Damen gegenüber auferlegen, beiseite zu setzen. Darum allein konnte ich nicht antworten, als Sie mich fragten, ob ich Ihr Freund sei. Ich kann es nicht sein, solange mein Richteramt mir gebietet, da Gewißheit zu suchen, wo andre sich mit Vermutungen begnügen können. Ich habe Ursache gehabt zu glauben, daß Sie es seien, der ihn ermordet

hat, und ich habe es für richtig gehalten, es Ihnen zu sagen. Nun wissen Sie es also.“ —

Es war, als ob der Wald sich über ihnen schlösse, die gelblichen Felder und die weißen Gehöfte verbergend, das Meer verbergend, das hinter den roten Dächern der Stadt und den blanken Türmen der Edelsburg blinkte. Es war, als stünde Skram in der kleinen dumpfen Stube des Rathauses, ein Verhör abhaltend, und als werde der grünbemooste Grabhügel zu einem grünbezogenen Tisch.

Skrams Herz klopfte, sein Puls schlug heftig, und doch stand er nur vor der Entscheidung über eine Sache, in die ihn sein Beruf verwickelt hatte; es war dieselbe Erregung, die er zum ersten Male gespürt, als er im Beginn seiner Laufbahn das von bebenden Lippen gesprochene Geständnis einer Kindesmörderin angehört hatte.

Und sie, die dort vor ihm stand — schien vor der Schranke zu stehen, der Schranke, hinter der er als Richter sicher auf seinem Stuhl saß.

Seine Worte waren nur Taktik, nicht die Worte eines Menschen zum andern gewesen.

Die Gräfin machte einen Schritt vorwärts, dann sagte sie mit traurigem Tonfall: „Kommen Sie, Herr Amtsrichter, wir wollen gehen. Mich friert. Ich will nach Hause.“

Er folgte ihr, und sie winkte dem Chauffeur, der den Wagen auf den Weg brachte.

„Wollen Sie an meiner Seite Platz nehmen, Herr Amtsrichter?“ fragte sie. „Ich werde selbst die Führung übernehmen; das wird meinen Nerven gut tun.“

„Wie Euer Gnaden wollen,“ sagte Skram.

Sie lächelte schmerzlich. „Sie fürchten sich doch nicht etwa, mit mir zu fahren, jetzt, nachdem — — —“

„Ich fürchte mich nie,“ sagte Skram ruhig.

Dann nahmen sie Platz, und die Gräfin setzte den großen, roten Wagen in Bewegung.

IV.

Es ging gegen den Wind den Hügel hinab. Die Gräfin redete nicht, sie saß, leicht nach vorn gebeugt, die Hände auf das Rad gelegt, während der Wind in ihren Haaren spielte. Die weite, faltige Automobilkleidung verlieh ihr etwas Unförmiges und ließ sie mit dem Rad, dem ganzen Wagen verwachsen erscheinen.

Und die Luft war schneidend trotz des Sonnenscheins.

Auch Skram redete nicht. Seine Gedanken drehten sich beständig um dieselbe Frage. Hat sie gewußt oder auch nur geahnt, daß die beiden Messer vertauscht waren? Wer kann es ihr gesagt haben? Oder ist sie wirklich unschuldig? Liegt Selbstmord vor? Hat Biffert sich noch im Tode rächen und einen verdächtigen Schein auf das Haus werfen wollen, das er haßte und das ihn haßte?

Biffert war wohl imstande dazu gewesen. Er war imstande gewesen, mit kalter, hämischer Berechnung seine Pläne auszuführen. Selbst sein Besuch bei Leonie und sein Scheck ließen sich im Anschluß hieran erklären. Der Brief war offenbar ein Glied in seinem Plan; der Verdacht sollte sich nicht gegen die Gleichgültigen, gegen die Dienerschaft, sondern höher hinauf, gegen den Grafen oder gegen die Gräfin richten.

Hatte Biffert nun diese Absicht erreicht?

Oder log sie?

Vom ersten Augenblick an war Skram einem ruhigen wohlüberlegten Plan gefolgt. Er fand selbst, daß das Glück ihn dabei begünstigt habe — zu sehr begünstigt habe. Nun hemmten die neidischen Götter seinen Schritt und stürzten ihn ins Dunkel der Ungewißheit hinaus. Nun wußte er nichts. Und die Gewißheit, die er sich erzwungen hatte, war nun zum Zweifel geworden. Er zweifelte an allem. Er stand allein; er, der Richter, der gegen die Missetat kämpfen wollte,

hatte sein Schwert gerade gegen die erhoben, die er davor beschützen sollte.

Biffert hatte sicher Hand an sich gelegt. Skram stand das bleiche Antlitz des Toten mit dem zynischen Lächeln vor Augen: So narre ich Sie, liebe Obrigkeit; ein bißchen Spannung — ein bißchen Erschlaffung — voilà tout!

Und warum hatte er der Gräfin vorhin seine Vermutung verraten? Wie töricht war es von ihm gewesen, ihren Zorn zu erregen, und wie roh, sie so zu kränken! War sie unschuldig, so hatte er gehandelt, wie ein kluger Mann nicht handeln darf. Und er war doch nicht allein Richter, sondern auch ein Mann.

Das hatte er vergessen. —

Vorwärts ging es gegen den schneidenden Wind über das wellige, hügelige Land.

Eine halbe Meile von Edelsburg entfernt läuft der Weg einen Hügel hinab und führt dann quer über einen Eisenbahndamm. Die Bahnanlage gehört einer Privatgesellschaft, und am Übergang sind keine Schlagbäume angebracht, nur in kurzer Entfernung von den Schienen steht auf jeder Seite ein Pfahl mit der Warnungstafel: „Auf den Zug achten!“ Und es ist nicht schwer, auf den Zug zu achten, denn die Bahnlinie schneidet den Weg im rechten Winkel und führt von der Stadt an aufwärts. Auf beiden Seiten kann man die Bahnlinie schon von weitem sehen, und überdies verkehren nur wenig Züge auf ihr. — —

Es war gegen fünf Uhr, und der von der Stadt herkommende Zug arbeitete sich schwerfällig den langen Hügel hinauf.

„Werden wir noch hinüberkommen?“ fragte Skram.

„Wollen's versuchen,“ erwiderte die Gräfin. „Sie haben ja Eile.“

„Wie Euer Gnaden wünschen.“

Sie fuhren jetzt mit einer Geschwindigkeit von zehn Meilen in der Stunde, was weit über das erlaubte Maß hinausging, und die auf der Landstraße Befind-

lichen blickten kopfschüttelnd dem Wagen nach, der mit kurzen, heiseren Tutenstößen dahinjagte und den Staub aufwirbelte, daß er wie eine Mauer hinter ihm stand.

Nun näherten sie sich der Bahnlinie.

„Es geht nicht,“ sagte Skram.

„Es muß gehen,“ lautete die Antwort.

Die Gräfin preßte den Mund zusammen und vollführte einen Griff am Regulator. Die Steine der Straße flogen jetzt weit von den Rädern ab und schlugen gegen die Stämme der Chausseebäume.

„Haben Sie Angst, Skram?“ fragte sie neckend.

„Ich habe gesagt, daß ich niemals Angst habe,“ erwiderte er und lehnte sich zurück, die Füße gegen den Boden stemmend.

Es war also ihre Absicht, den Wagen in den heranbrausenden Zug hineinfahren zu lassen. Es konnte nur noch einige Sekunden dauern, dann mußte es geschehen — — nur ein Schlag — ein Krachen, und das Ganze würde vorbei sein.

Jetzt war es schon zu spät.

Die Lokomotive pfiff warnend — ein, zwei, drei, viermal — und zum fünften Mal — das Gefahrsignal.

Der Chauffeur im Hintersitz sprang auf und schrie: „Bremsen — Bremsen!“

Doch die Gräfin biß die Zähne zusammen.

Nun mußte es geschehen. Die Lokomotive stieß dichten, weißen Dampf aus; sie bremste mit aller Kraft, während ihre Pfeife die Luft durchschnitt. Und die Fahrt verlangsamte sich. Wohl war es unmöglich, den Zug zum Stehen zu bringen, er mußte über den Weg, doch Skram erkannte, daß der lautlos vorwärts schießende Wagen den Vorsprung eines Augenblicks hatte und die Bahnlinie überqueren konnte, wenn er diese Fahrt beibehielt.

Da beugte sich die Gräfin schnell herab und Skram sah, wie ihr Fuß die Bremse suchte. Er selbst war ein geübter Chauffeur und erkannte ihr Vorhaben.

Vom Zuge her erscholl das heisere Rufen des Lokomotivführers, während der Dampf, vom Winde getrieben, ihnen warm und feucht ins Gesicht schlug.

Wurde jetzt die Fahrt verlangsamt, so war ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Und energisch beugte sich Skram zur Gräfin hin und schlug ihren Fuß von der Bremse weg. Ihre linke Hand ruhte auf dem Rad, die rechte führte sie jetzt zur Bremse hinab, die über dem Trittbrett angebracht war. Sie wollte den Wagen mit einem Ruck mitten vor dem Zuge zum Stehen bringen. Skram, der alle Muskeln anspannte, tastete mit der Linken nach dem Regulator und stellte ihn so ein, daß die Maschine mit äußerster Kraft arbeitete. Dann erfaßte er das Rad und hielt es fest, um ein Abbiegen und Umstürzen des Wagens zu verhindern. Fast auf dem Boden knieend, beugte er sich über die Gräfin, hinderte sie, die Kuppelung der Maschine mit dem Wagenrad zu lösen, und schlug mit der Linken ihre rechte Hand von der Bremse weg.

Es sauste um seinen Kopf, während der Wagen vorwärts fuhr. Einen Augenblick lang erblickte er dicht neben sich die große grüngestrichene Lokomotive mit ihren Lampen und den blanken Beschlägen und nahm die ihr entströmende glühende Hitze wahr.

Den Bruchteil einer Sekunde lang nur; dann war es vorbei — und der Wagen jagte den Hügel hinunter, während hinter ihnen der Zug mit angezogenen Bremsen und kreischenden Rädern vorüberglitt.

Skram stieß die Gräfin zur Seite, stieß sie ganz gegen die Seitenlehne; sie leistete nicht den geringsten Widerstand. Er ergriff nun selbst das Rad, schlug die Kuppelung vom Triebrade und preßte langsam die Bremse hinab, daß die Fahrt sich zusehends verlangsamte und der Wagen mit stillstehenden Rädern den Weg hinunterglitt.

Dann hielt er still — noch zitternd wie ein Renner nach wildem, wahnwitzigem Lauf.

Skram wandte sich zu der Gräfin um — sie war bleich, aber ihre Augen glühten.

Der Chauffeur stand zitternd auf dem Weg, und hinter ihnen klang das kurze Fauchen des Zuges, der sich wieder in schnellere Fahrt setzte.

Leute kamen herbei; sie wollten reden, doch als sie den Amtsrichter erkannten, schwiegen sie.

Skram erhob sich.

„Wir wollen unsre Plätze tauschen,“ sagte er kurz und bestimmt. „Denn nun sind Sie nervös, Gräfin!“ Und er bat den Chauffeur, wieder im Wagen Platz zu nehmen.

Dann ging es mit Skram am Rade in mäßig schneller Fahrt vorwärts. Und als sich der Staub wieder hinter ihnen hob und die ihnen nachstarrenden Leute weit zurückgeblieben waren, wandte sich Skram mit leisem Lächeln zu der Gräfin um und sagte: „Warum taten Sie das? Jetzt hege ich ja keinen Verdacht mehr gegen Sie.“

Gräfin Polly schwieg.

Aber sie war totenbleich im Gesicht.

V.

Das zum Amtskreise gehörende Krankenhaus war ein großes rotes Gebäude, das auf einem steil abfallenden Hügel am Schloßsee gelegen und von einem großen schattigen Garten umgeben war. In einer Ecke des Gartens, verborgen hinter hohen Bäumen, lag das Leichenhaus, ein kleines, mit einem Kreuz verziertes Gebäude. Man hatte es so im Verborgenen angelegt, um es den Augen der Kranken, die die Nähe des Todes nicht merken sollten, möglichst zu entziehen. Sein Inneres war ein kleiner Raum mit breiten, hochliegenden Fenstern und zur Zeit gänzlich leer, nur in der Mitte des Zimmers stand ein Seziertisch, an dem jetzt der Kreisarzt mit zwei Gehilfen arbeitete.

Der Kreisarzt trug einen weißen Leinenkittel, dessen

Ärmel er aufgekrempelt hatte; seine Arme waren mit Blut bespritzt.

Auf dem Tische lag die Leiche Helmut Vifferts, entkleidet und willenlos dem Messer des Arztes verfallen.

Skram stand, an die Mauer gelehnt, dabei und rauchte eine Zigarre.. Er war nun, nach dem Auftritt am Hünengrab, ganz ruhig. Die Obduktion interessierte ihn nicht, und er war nur gekommen, weil der Kreisarzt nach ihm geschickt hatte.

Eigentlich entsprach es seiner Absicht nicht, daß eine gesetzliche Obduktion vorgenommen wurde. Er war jetzt fest entschlossen, der Gräfin zu glauben.

Der Kreisarzt arbeitete hastig.

„Nun, sind Sie bald fertig?“ fragte Skram. „Und haben Sie gesehen, was zu sehen war?“

Skrams Blick streifte den zerfetzten Körper ohne Scheu. Er war gewohnt, dergleichen Dinge zu sehen; ihn berührte das nicht. Er sehnte sich nur, nach Hause und zur Ruhe zu kommen, denn nun war er wirklich müde.

„Ja,“ versetzte der Kreisarzt, „nun bin ich fertig.“ Er gab den Gehilfen ein Zeichen, daß sie zurücktreten sollten, und näherte sich Skram.

„Skram,“ sagte er flüsternd, „wir haben mit unsrer Annahme recht gehabt, bloß liegt die Sache ganz anders, als wir gedacht haben. Der Mann da hat tatsächlich — wie Sie heute morgen erwähnten — an einer sehr vorgeschrittenen Arteriosklerose gelitten, an einer durchgreifenden Verkalkung der Herzarterien, und das allein hat seinen Tod verursacht. Er ist plötzlich gestorben, als er im Bett lag. Die Schnittwunde dagegen ist nicht lebensgefährlich, die ist ihm beigebracht worden, nachdem er schon gestorben war. Das will sagen: von Selbstmord kann keine Rede sein — und selbstredend ist er auch nicht ermordet worden. Er ist an Verkalkung des Herzens, wie man es in der populären Sprache nennt, gestorben.“

Das Blut brauste Skram in den Ohren. — Also doch!

Er antwortete nicht, sondern blickte aufmerksam den Kreisarzt an.

Dieser fuhr fort: „Es liegt, wie Sie sehen, ein sehr interessanter Fall vor. Ich glaubte einen Augenblick lang trotz Ihrer scharfsinnigen Hypothese mit den Messern, daß vielleicht Selbstmord in Verbindung mit Herzschlag vorliege. Aber das Ergebnis meiner Untersuchung läßt das als höchst unwahrscheinlich, um nicht zu sagen, ganz ausgeschlossen, erscheinen.“

„Und Sie sind sicher, Doktor,“ fragte Skram, „daß nicht etwa meine Hypothese mit den Messern Ihnen eine vorgefaßte Meinung erweckt? Ich will Ihnen sagen, daß mir von diesen vorgefaßten Meinungen Angst geworden ist. Ich muß Ihnen gestehen, daß sie heute alle fehlgeschlagen haben. Sogar die Hypothese mit den Messern! Ich werde Ihnen später erklären, warum und beschränke ich mich vorläufig bloß darauf, zu sagen, daß die Hypothese hinfällig ist. Von ihr müssen Sie also ganz absehen.“

Der Kreisarzt schüttelte den Kopf.

„Die Herren Juristen können sich natürlich bei den sogenannten physischen Tatsachen irren, sie können sich auch bei den Kombinationen der realen Tatsachen irren. Wir Ärzte aber arbeiten streng empirisch, und in unsern Spezialfächern, da, wo das Messer das Wort führt, irren wir uns selten. Hier ist jeder Fehler so gut wie ausgeschlossen. Jeder Arzt wird zugeben, daß meine Schlußfolgerung nicht nur richtig, sondern überhaupt die einzig mögliche ist. Ich muß somit konstatieren, daß hier ein plötzlicher Tod infolge des chronischen Leidens des Mannes eingetreten ist. Als Begleitumstand — aber erst nachdem der Tod eingetreten war — kommt dieser recht ungefährliche Schnitt hinzu, der an und für sich nicht den Tod verursacht haben kann. Ja, ich muß sogar sagen — doch betone ich hierbei, daß ich mich auf das Gebiet der Hypothesen

begebe — daß der Mörder beim Schneiden innegehalten oder jedenfalls den Schnitt mit geringerer Kraft ausgeführt hat, weil er sehen mußte, daß er in einen toten Körper schnitt. Hier kann überhaupt nicht von eigentlicher Blutung die Rede sein, sondern, da bloß eine Vene durchschnitten ist, von einem Aussickern des Blutes, das vielleicht kurz nach dem Tode, als die Blutkörper noch in Bewegung waren, vor sich ging."

„Es war recht viel Blut," sagte Skram.

„Ja, es war vielleicht zu viel," versetzte der Arzt. „Wie ich sagte, ist das letztere nur Mutmaßung, aber über die Hauptsache herrscht kein Zweifel, und ich für meine Person trage kein Bedenken, mein Gutachten über den Fund in voller Übereinstimmung hiermit abzugeben."

„So sind Sie fertig mit dem Geschäft?" fragte Skram.

„Vollständig," erwiderte jener. „Jetzt können Sie ihn meinetwegen begraben lassen. Wenn Sie nicht etwa meinen, daß wir noch einen andern Arzt hinzuziehen sollen."

„Jetzt noch nicht," sagte Skram schnell. „Laßt uns gehen."

„Ich will bloß noch Toilette machen," versetzte der Arzt, „dann stehe ich wieder zu Diensten. Ich möchte übrigens auch gern mit Ihnen reden."

„Haben Sie den Leuten da etwas über das Resultat Ihrer Untersuchung gesagt?"

„Nichts — über derartige Dinge spreche ich nie mit dem Personal."

— — — Skram stand draußen im Garten des Krankenhauses und starrte zum Schloß hinüber. Also war der Kampf aufs neue eröffnet!

‚Warum taten Sie das? Ich hege ja keinen Verdacht mehr gegen Sie.‘

Es war also ihr fester Vorsatz gewesen, den Wagen gegen den Zug zu steuern — mit seinem und ihrem Leben va banque zu spielen, sie beide von der Erde

zu vertilgen, um der Sache ein Ende zu machen. Sie hatte ja nicht gewußt, daß der Kreisarzt die verdächtigen Umstände kannte, und daß durch ihren Tod die Sache gerade aufgerührt werden würde. Sie glaubte, daß e r der einzige sei, der es wußte, und darum hatte er mit ihr sterben sollen.

Er hatte geglaubt, es sei Erregung, gekränkter Stolz, wahnwitziger Zorn über seinen Verdacht gewesen. Nun begann er zu verstehen, daß die Ursache tiefer lag, wenn er auch nicht verstand, zu welchem Zweck sie von einem nächtlichen Besuch Viffert's gesprochen hatte. Ihre Erzählung war wohl eine Lüge gewesen, obgleich er nicht begreifen konnte, warum sie gerade in dieser Weise gelogen hatte. — Nun galt es zunächst für ihn, in Erfahrung zu bringen, zu welcher Zeit sie zuerst vom Tode Vifferts gehört hatte.

Es war eine Gerichtssache, und es wurde eine.

„Sagen Sie mir, Skram," sprach der Kreisarzt, an seine Seite tretend, „ist es strafbar, einem toten Menschen den Hals abzuschneiden?"

„Nach unserm Gesetz, ja," erwiderte Skram, indem er mit dem Doktor die breite Hauptallee des Gartens hinabschritt. „Man nennt das ein putatives Verbrechen, einen Versuch mit untauglichen Mitteln. Als ständiges Beispiel für dieses System gilt, daß ein Mensch in dem Glauben, man könne an Zucker sterben, den Versuch macht, einen andern durch ein Stück Zucker zu vergiften. Das wird hierzulande bestraft, allerdings mit verhältnismäßig geringerer Strafe. Doch gibt es Länder, in denen solche Handlungen straffrei sind, und ich persönlich bin nicht Anhänger einer solchen Bestrafung. Man kann keinen toten Menschen noch einmal töten. Nichtsdestoweniger bleibt die Frage über putative und imaginäre Verbrechen höchst interessant. Ein imaginäres Verbrechen würde es sein, wenn ein Mensch, obwohl er glaubte, etwas Strafbares zu tun, eine Leiche verletzte, wohl wissend, daß es eine Leiche

ist. Hier ist der Irrtum bezüglich der rechtlichen Wirkungen der Tat das entscheidende Moment.

Um bei unserm Fall zu bleiben: wenn der betreffende gewußt hat, daß Viffert tot war, und ihm aus irgend einem Grunde den Schnitt in den Hals beigebracht hat, so ist diese Handlung nicht strafbar, weil der Betreffende vielleicht selbst nicht geglaubt hat, daß er etwas Strafbares begehe. Ist er dagegen im Glauben gewesen, daß Viffert lebe und nur schlafe, so ist seine Handlung strafbar, weil sein Irrtum sich auf das Tatsächliche, nicht auf das Rechtliche bezieht.

Dieser Fall ist also recht kompliziert, wenn er für uns auch nicht das Interesse hat, das wir von ihm vermuteten, bevor Sie durch Ihre Untersuchung feststellten, daß seine Herzkrankheit den Tod Vifferts verursacht hat. Während ich von dem Standpunkt aus, den wir heute morgen einnahmen, auf eine Ermittlung der Täterschaft unmöglich verzichten konnte, möchte ich mich jetzt — ehrlich gesagt — am liebsten mit Ihnen darüber einigen, daß wir als Todesursache Herzlähmung, die während eines Selbstmordversuches eingetreten ist, angeben."

„Das kann ich nicht," sagte der Doktor, „denn das glaub' ich nicht — ich meine — —"

„Wohl möglich," unterbrach ihn Skram, „aber die Herren Ärzte sind ihrer Sache immer so verteufelt sicher, während wir Juristen uns häufig auf recht unsicherem Grunde bewegen. Wenn sich nun einmal die Gelegenheit bietet, von der Sicherheit ein wenig abzulassen, dann sollten sich die Herren nicht so sehr auf ihre Unfehlbarkeit versteifen."

Sie standen nunmehr am Markte, der Wohnung des Richters gegenüber.

„Ich habe Eile, Herr Doktor," sagte Skram, „aber später möchte ich gern mit Ihnen darüber reden; ich werde Ihnen Bescheid senden."

„Wie Sie wollen," sagte der Arzt, und so schieden sie. —

Das Bureau war noch offen.

„Etwas Neues?“ fragte Skram.

„Nichts von Bedeutung,“ sagte der Sekretär. „Nur Pächter Biffert telephonierte vor kurzem von Waldhof, daß er heute abend herkommen werde.“

Skram überlegte einen Augenblick lang, dann sagte er: „Hören Sie, Holm, ersuchen Sie Jörgen Madsen und Mamsell Leonie telephonisch, noch heute abend herüberzukommen und John mitzubringen. Ich muß mit ihnen reden. Und Sie, Jensen, machen Sie sich bereit, zum Schloß hinüberzugehen und bei der Gräfin einen Brief abzugeben, den ich jetzt schreiben werde.“

Skram schrieb den Brief, und der Polizeibeamte ging.

„Was ist denn bei der Obduktion herausgekommen?“ fragte der Sekretär.

Skram zuckte die Achseln. „Nichts Neues,“ sagte er. „Es liegt gewöhnlicher Selbstmord vor, den wir aber diskret behandeln müssen. Das schulden wir denen dort oben.“

Und damit ging er in sein eigenes Bureau.

VI.

Sollte sie doch etwas über den Umstand mit den vertauschten Messern erfahren haben?

Alle diese Vermutungen, die er aufgestellt hatte, so wie sie in seinem Gehirn entstanden waren, hatten gewiß ihr Gutes an sich, und manche von ihnen traf vielleicht das Richtige — aber ebensogut konnten sie auch allesamt irrig sein. Wenn Skram das Ganze überdachte, so gestalteten sich die nächtlichen Begebenheiten zu einem richtigen Romankapitel. Die Szene bildete der Seitenflügel des Schlosses, dessen vier Etagen bewohnt waren: Im Erdgeschoß wohnte der Diener, im ersten Stock die Gräfin, im zweiten der ermordete Biffert und ganz oben unter dem Dach die Kammerjungfer Leonie. Die vier Etagen waren durch

eine Wendeltreppe verbunden, die durch den Turm aufwärts führte. Auf dieser Wendeltreppe nun hatte sich in der Nacht ein Verkehr entwickelt, der an und für sich wohl ganz berechtigt sein mochte, aber doch recht unwahrscheinlich erschien.

Die Gräfin behauptete, daß Viffert auf dieser Treppe um halb ein Uhr zu ihr herabgestiegen und nach etwa zehn Minuten wieder hinaufgegangen sei. Zu etwa derselben Zeit mußte er, wenn Leonie die Wahrheit redete, wieder die Treppe passiert haben, um der Mamsell den Brief und den Scheck zu geben. Dies war nicht unwahrscheinlich, da die Mamsell ja Scheck und Brief gezeigt hatte. Und da man Viffert in seinem Bett im zweiten Stock gefunden hatte, so mußte er die Treppe zu seinem Zimmer wieder hinabgestiegen sein. Daß Leonie darauf dieselbe Treppe hinabgeschlichen war, ließ sich wohl durch Zeugen beweisen, ebenso daß sie — sicher erst gegen sieben Uhr — wieder in ihre Kammer zurückgekehrt war. Aber noch blieb die wichtigste Benutzung der Treppe zu erklären übrig. War es die Gräfin gewesen, die sich um zwei Uhr in den zweiten Stock begeben hatte, und war dann wirklich geschehen, was Skrams Vermutungen zu Grund lag?

Skram mußte sich — mit einem Lächeln — eingestehen, daß auf dieser Treppe in dieser Nacht ein Verkehr stattgefunden hatte, wie ihn ein französischer Lustspieldichter nur schwerlich seinem Publikum bieten dürfte. Als Inhalt eines Theaterstückes wäre das Ganze unwahrscheinlich und unnatürlich erschienen, als Glied in einer Kette von Tatsachen aber stellte es Möglichkeiten vor, mit denen man rechnen mußte. Man hätte einige Glieder ausschalten und dadurch das Ganze wahrscheinlicher gestalten können, doch dann war man wieder ohne Erklärung für die Ereignisse, die das zuverlässige Gepräge des wirklichen Lebens trugen.

Skram saß in seinem Bureau und machte auf einem

Foliobogen Notizen. Bis jetzt hatte er sich noch zu keinem positiven Schritt entschlossen. Allerdings hatte er Leonie verhört und aus dem Gespräch mit der Gräfin entnommen, daß Biffert in ihrem Zimmer gewesen war und selbst die Messer umgetauscht hatte. Aber direkt gesagt hatte sie ihm dieses letztere nicht; sie wußte ja gar nichts von den beiden Etuis, sondern glaubte nur, daß Biffert das Messer des Grafen, mit dem die Tat geschehen war, an sich genommen habe. Sie mußte also noch ein Geständnis ablegen — daß sie an dem nächtlichen Verkehr auf der Treppe teilgenommen und Bifferts Zimmer nach seinem Tode betreten hatte.

Und um dieses Geständnis zu erlangen, hatte Skram sie gebeten, noch an demselben Abend zu ihm zu kommen.

Ob sie nun kommen würde?

Daß sie den mißglückten Selbstmordversuch noch einmal wiederholte, war wohl ausgeschlossen, denn Skram hatte ihr ja gesagt, daß er keinen Verdacht mehr gegen sie hege, und außerdem in seinem Schreiben bemerkt, daß er unter gewissen Umständen Bifferts Brief vernichten wolle.

Würde sie nun alles eingestehen?

Das zu erreichen, war seine Aufgabe. Noch hatte er sich nichts vorgenommen. Die verschiedensten Vermutungen hatten sein Gehirn durchkreuzt, er hatte sie auf ihre Richtigkeit geprüft und war zu einem Resultat gekommen, über das er lächeln mußte, zu einer Theaterszene, die einem kritischen Publikum schwer auf die Brust fallen dürfte!

Es klopfte, und Mamsell Leonie und Jörgen traten ein. Skram empfing sie freundlich und bat sie, Platz zu nehmen; dann schrieb er, indem er Leonie ausfragte, dieselbe Erklärung, die sie schon einmal abgegeben hatte, nieder, und Leonie wiederholte sie ohne die geringste Abweichung. Jörgen saß während dieses Verhörs, das auf französisch geführt wurde, still-

schweigend auf seinem Stuhl. Nun bat Skram die Mamsell, das Zimmer zu verlassen, und verhörte darauf Jörgen, der mit knappen Worten, aber in glaubhafter Weise eine Erklärung abgab, die mit der der Mamsell übereinstimmte. Schließlich wurde noch John vernommen, der so lange im Vorzimmer gewartet hatte, und Skram gewann die Überzeugung, daß alle diese Menschen die Wahrheit redeten. Der zweite Teil des Verhörs bestand darin, daß Skram konstatierte, die Mamsell habe um halb neun Uhr bei der Gräfin angeklopft und ihr beim Ankleiden geholfen, worauf diese sogleich durch John die Reitpferde habe bestellen lassen. Nachdem dann die Gräfin gefrühstückt, war sie ausgeritten. Sie hatte vorher noch mit dem Grafen geredet, der ebenso wie sie im Begriff gewesen war auszufahren, doch sonst hatte sie nur mit Leonie, John und dem Tafeldecker, der zusammen mit Jörgen den Frühstückstisch besorgte, gesprochen. Unterwegs konnte sie sicher nichts erfahren haben, was sie auf den Gedanken hätte bringen können, die Erzählung von dem nächtlichen Besuch Vifferts zu erfinden. Und was sie auf Waldhof erfahren hatte, das mußte Sigismund Viffert bezeugen.

Skram stellte somit fest, daß weder Jörgen noch Leonie verdächtigt werden konnten, sondern daß die Gräfin im Zimmer Vifferts gewesen sein mußte, wenn sie schon bei ihrem Besuch auf Waldhof vom Tode Vifferts gewußt hatte. Skram entließ daher die Dienerschaft mit einigen freundlichen Worten und bereitete sich vor, den vierten Zeugen, Sigismund Viffert, zu empfangen.

Der junge Mann kam. Er kam von selbst und mußte also etwas auf dem Herzen haben. Skram sagte sich, daß allein auf diesem Wege das Geständnis zu erreichen sei, nach dem er trachtete. Aber während er vorhin, als das Automobil ihn nach Waldhof führte, sie, die einem Menschen das Leben genommen, fällen wollte, war sein Ziel jetzt ein andres. Er wollte ihr

die Sache ganz ebnen und zurechtlegen, sie vielleicht sogar schonen. Und dennoch — das Geschehene aus ihrem Leben tilgen wollte er nicht. Hatte sie das Messer gegen den schlafenden Menschen erhoben — war er also noch ihr Feind, so sollte sie ihm auch nicht an der Seite des jungen Mannes entschlüpfen, um ihr Leben zu genießen, als ob nichts geschehen wäre. Das war eine Forderung der Gerechtigkeit, und sie mußte erfüllt werden — nicht wie gewöhnlich vor der Schranke des Richters, sondern zwischen Mensch und Mensch. —

„Herr Viffert," sagte Skram, „darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen und mir zu sagen, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft?"

Der junge Mann brachte seine Antwort etwas stammelnd hervor. „Ich glaubte, mit Ihnen reden zu müssen. Die Sache ist nämlich die, daß Gräfin Polly und ich verabredet haben — — sie hat es ja selbst gesagt und so wissen Sie ja, daß wir — daß sie und ich ein neues Leben beginnen wollen . . ."

Skram nickte. „Ja, das kam mir recht überraschend."

„Mir auch!" bekannte Viffert offen und wurde blutrot. „Sie ist ja eine Königin, eine Madonna, so rein, so stolz . . ."

„Sie hatten wohl bloß an eine Bewunderung auf Abstand gedacht," sagte Skram. „Und heute nun hat sie Sie mit einem Male überrascht! Sind Sie wirklich nie auf den Gedanken gekommen, daß sie —" Skram zögerte, dann fügte er lächelnd hinzu: „Sie ebenfalls liebe?"

„Nie," sagte Viffert. „Ich wußte freilich, daß sie nicht glücklich war, das konnte ich ja sehen, aber mit ihr über Liebe reden, wie hätte ich das können? Und außerdem war sie ja mit Henrik vermählt."

„So ist es also erst heute geschehen, daß die Gräfin Ihnen ihre Pläne verriet und Sie vor Glück wie aus den Wolken fielen?"

„Das tat ich allerdings! Ich traute ja meinen

Ohren kaum. Es überwältigte mich. — — Doch was ich Ihnen sagen wollte, ist etwas ganz andres. Gräfin Polly will sich nun also von ihrem Manne trennen. Aber dann muß ich auch das Pachtgut verlassen, denn ich kann doch nicht länger Henriks Pächter sein. Ich selbst besitze rein nichts; im Gegenteil, ich müßte noch Schulden machen, da ich Besitz und Inventar nach Joachimsen, der vor mir den Waldhof hatte, übernommen habe. Ich hätte gewiß Onkel Helmut bewegen können, mir zu helfen, denn er war ja sehr reich; das glaubte ich wenigstens, aber nun verstehe ich nicht einen Muck von der ganzen Sache."

„Na," versetzte Skram, „der Zusammenhang ist an sich nicht so schwer zu verstehen. Ihr Onkel hat geahnt, worauf weder Sie noch sonst jemand gekommen ist. Er war wohl der Freund der Gräfin, aber auch der des Grafen. Und aus letzterem Umstand erklärt sich sein Wunsch zu verhindern, daß die Gräfin aus der Bahn breche. Das kann ihm keiner verdenken."

„Aber wie ist es dann möglich, daß Gräfin Polly mir heute morgen sagen konnte, sie sei reich und unabhängig; nun sei endlich die Stunde gekommen, da sie dem Drange ihres Herzens folgen könne?"

Skram zuckte die Achseln, aber er spitzte aufmerksam die Ohren. „Damit hat sie wohl gemeint, daß der Graf ihr eine große Apanage geben werde."

„Nein," sagte Viffert, „das kann sie nicht gemeint haben, denn sie sagt ausdrücklich, daß sie von Henrik keinen Pfennig nehmen wolle."

„Dann hat sie vielleicht schon gewußt, daß Ihr Herr Onkel tot ist, und es ist ja möglich, daß er ihr vorher gesagt hat, daß sie seine Erbin sei, ohne aber hinzuzufügen, welch fatale Bedingung er daran knüpfe."

Skram sah den jungen Mann scharf an.

„Unmöglich," sagte dieser arglos. „Sie wußte ja nicht, daß Onkel Helmut gestorben war."

„Hm, ich glaube aber doch, daß sie es wußte," unterbrach ihn Skram. „Und wenn Sie recht nach-

denken, so wird Ihnen vielleicht auffallen, daß die Gräfin bei der Todesnachricht gar keine Überraschung zeigte."

Viffert sah ihn verdutzt an. „Nein," stammelte er — „nein. Sie haben recht — sie war gar nicht überrascht — sie faßte es ganz ruhig auf. — — Ja, Sie haben recht! Sie muß es gewußt haben!"

„Sind Sie darin sicher?"

„Ja, beinahe — oder richtiger, ich bin ganz sicher darin. Denn als ich ihr sagte, ich wolle Onkel Helmut gleich mitteilen, was wir beide verabredet hätten, da lächelte sie so sonderbar. Und als ich sie fragte, warum sie lächle, antwortete sie bloß: ‚Denk nicht an Onkel Helmut. Der steht ganz außerhalb der Sache.' — Erst jetzt fällt es mir ein, aber das waren ihre Worte."

Skram rieb sich die Hände.

„Also hat die Gräfin gewußt, was geschehen war," sagte er, „und sich bloß hinsichtlich der Erbschaft verrechnet. Schade, daß Sie keine Frau wie sie ernähren können. Sie sind sicher zu stolz, um vom Grafen Geld zu nehmen, und selbst haben Sie nur Schulden. Und ich sage Ihnen mit Bestimmtheit — deswegen sind Sie wohl auch nur gekommen — weder Sie noch die Gräfin werden vom Kammerjunker Viffert einen Pfennig erben."

Der junge Mann wurde rot vor Ärger.

„Herr Amtsrichter," sagte er. „Sie haben kein Recht, mich zu beleidigen. Für mich handelt es sich hier nicht um Geld — ich bin gewohnt zu arbeiten. Ich bin wohl arm — in Armut geboren, aber ich habe gelernt, meine Hände zu gebrauchen, und bin sogar bereit, wieder als Verwalter zu gehen."

„Ein gutes Wort!" sagte Skram freundlich. „S i e werden schon mit dem Leben fertig werden — wie aber s i e? Können Sie es verantworten, sie aus all dem, was sie jetzt besitzt, herauszureißen — aus der Gräfin Eisenbart eine Verwaltersfrau zu machen? Sie sind doch ein nüchterner und ruhiger Mann, Vif-

fert. Denken Sie doch ein bißchen nach. Das ist ja nichts als eine Grille von ihr! Sie ist sechs Jahre älter als Sie. Sie beten sie mehr an, als daß Sie sie lieben. Wie, wenn es sich herausstellen sollte, daß sie sich an sich selbst geirrt hat, daß alles nur eine Laune von ihr ist, eine Grille, die Langweile und Überdruß ihr eingegeben haben? Wenn es sich zeigen sollte, daß sie eine ganz andre ist, als Sie jetzt glauben? Wie wollen Sie dann dem Unglück begegnen, das Sie durch Ihre Unbesonnenheit angerichtet haben?"

In Viffert gärte es.

„Sie reden von Irren? An ihr kann sich niemand irren. Sie vermag nicht zu lügen. Sie hat wie ein unerfahrenes Kind Graf Henrik geheiratet, sie tat es nur um ihrer Mutter willen, damit diese im Alter keine Not leide. Sie hat nie eine niedrige Handlung begangen, nie jemand belogen oder betrogen. Und das wagen Sie auch nicht zu behaupten!"

„Herr Viffert," sagte Skram, „Sie ereifern sich! Ohne Grund. Ich behaupte gar nichts. Es ist durchaus nicht meine Gewohnheit, Menschen zu verleumden, die mir Freundschaft erwiesen haben. Aber wenn Sie sich nun irrten, wenn die Gräfin doch eine ganz andre wäre, als Sie glauben? Wenn Sie nicht der erste Mann wären, den sie liebt? Verstehen Sie mich wohl, das ist bloß ein Gedankenexperiment von mir. Aber würden Sie es dann — trotz alledem — verantworten können, sie aus der Herrlichkeit, in der sie lebt, herauszuführen und ihr dafür zu bieten, was ein armer Landmann zu bieten vermag?"

„Ich verstehe mich nicht auf solche Dinge," sagte Viffert kurz. „Ich selbst bin ein ehrlicher Mann, und Ihre Gedankenexperimente gehen mich nichts an. Ich habe tief in ihre Augen gesehen, und die lügen nicht. Das Weib, das ich mein nennen soll, muß ohne Flecken und Makel sein, so wie sie es ist. Und wenn ihre Ehe mit Graf Henrik erst gelöst ist, wird das Einzige, was mich jetzt noch von ihr trennt, ganz aus ihrem Leben

getilgt sein. Ich nehme nicht die Frau eines andern Mannes, aber wenn sie freiwillig zu mir kommt — mit ihrer Liebe — —“ Biffert schwieg.

„Und wenn sie Ihnen nun doch nicht die Wahrheit gesagt hätte?“ fragte Skram ruhig.

Biffert erhob sich hastig, um zu gehen.

Doch Skram hielt ihn auf und sagte bestimmt: „Herr Biffert, jetzt ist es acht Uhr. Um zehn Uhr werde ich hier anläßlich des Todes Ihres Onkels Verhör abhalten. Wollen Sie so freundlich sein und sich dann hier in meinem Bureau einfinden. Es liegt eine Sache von großer Wichtigkeit vor.“

Biffert blickte ihn verständnislos an, dann neigte er als Antwort den Kopf und ging.

Skram folgte ihm bis zur Tür und — in sein Zimmer zurückgekehrt — flüsterte er vor sich hin: „Sie hat gewußt, daß er tot war.“

Hatte sie also die Unwahrheit geredet, als sie erzählte, daß Biffert sich das Messer selbst aus dem Ankleidezimmer des Grafen geholt habe? Es konnte immerhin wahr sein, denn die Vermutung, es liege Mord vor — auf die Skram ja nur dadurch gekommen war, daß er das Messer des Grafen in der Hand des Toten gefunden hatte — konnte von Biffert selbst beabsichtigt worden sein, und allein zu diesem Zweck konnte er sich das Messer geholt haben.

Doch wie war es nun mit der Todesursache bestellt? War es Mord, Selbstmord oder nur Herzlähmung?

VII.

Für Skram bedeutete Musik Ruhe. Wenn er am Tage schwer gearbeitet hatte und das Durcheinander der Gedanken ihm einen leichten Druck im Hinterhaupt verursachte, konnte er plötzlich aufspringen, die Arbeit zur Seite schieben und nach seinem Cello greifen. Stundenlang pflegte er dann, den Rücken den Fenstern zugekehrt, über sein Instrument gebeugt dazusitzen —

es abzusetzen, um zu ruhen, ohne zu denken — und es wieder an sich zu ziehen, um sich in das große Nichts hinauszuspielen. Beethovens Cellosonaten spielte er am liebsten, allein er spielte sie nicht nur, sondern er durchlebte die Gedanken des Meisters — ohne mit dem Gehirn zu arbeiten, nur den Tönen folgend — ihnen nachblickend, wie sie auftauchten und wieder verschwanden.

Und an diesem Abend war Skram müde, er wollte alles zusammen durch sein Spiel verscheuchen, alle diese sich kreuzenden Gedanken und Kombinationen aufheben, um nur den einen Gedanken, der wirklich Wert hatte, zurückzubehalten. Er wollte ihn von allen Fehlschlüssen isolieren, um ihn ein Gewebe aus Beethovens Sonaten legen, das jede Beeinflussung durch andre Vorstellungen verhindern müßte.

Er merkte nicht, daß die Gartentür aufging, er spielte in den Tönen versunken, ohne zu ahnen, daß s i e hinter ihm stand, leise und lauschend und ängstlich jede Bewegung vermeidend, um den Zauber der Töne nicht zu brechen.

Als er sich erhob, wurde er ihrer gewahr. Er neigte den Kopf, wie man einen Freund begrüßt, und setzte das Cello in eine Ecke. Dann trat er zu ihr hin und ergriff ihre Hand.

„Dank, daß Sie gekommen sind,“ sagte er.

„Und Dank, daß Sie gespielt haben,“ erwiderte sie, ihm gerade in die Augen schauend. Ihr Blick war feucht wie von Tränen verschleiert, dabei sah sie blaß und abgespannt aus.

Sie nahm auf einem Lehnstuhl neben der Tür Platz und er stellte sich ihr gegenüber an den Türpfosten. Es war gegen Sonnenuntergang, und die Glockenschläge von der Kirche drangen über den Schloßsee und durch den Park.

„Kommen Sie, um zu reden, oder um zu schweigen?“ fragte Skram.

Sie lächelte. „Ich muß wohl reden, nun nachdem

Sie in der Sprache zu mir geredet haben, die ich höher schätze als jede andre. Ich nehme meine leichtsinnigen Worte zurück, Skram. Sie sollen kein andres Instrument als das Cello spielen. Das Cello ist das Instrument des Mannes, und Sie, Skram, sind ein Mann."

„Da denken Sie wohl an das kleine Intermezzo vor dem Zuge?" fragte er. „Nun, das machte bloß der Selbsterhaltungstrieb, sonst nichts. Ich habe noch einige Dinge in dieser Welt auszurichten! Nachher mögen wir meinetwegen dorthin abreisen, von wo man niemals wiederkehrt. Aber nicht früher. — Sie sind also gekommen, um zu reden. Gut, so will ich schweigen."

„Ich schulde Ihnen eine Erklärung für diesen Einfall von mir," sagte sie. „In jenem Augenblick war ich nicht Herr über mich. Wenn das Entsetzen mich packt, bin ich imstande, instinktmäßig, ohne widerstehen zu können, Taten zu verüben, die mir in ruhigen Augenblicken nie in den Sinn kommen würden, und als ich den Wagen dem heranbrausenden Zug entgegensteuerte, da war nicht ich es, die das wollte, sondern stärkere Mächte in mir, denen ich gehorchen mußte. Na, es wurde ja nichts daraus, und nicht wahr, hier in der Welt, wo so vieles zum Ziele führt, ist es recht zwecklos, bei Dingen, aus denen nichts wurde, zu verweilen!"

„Ganz gewiß," sagte Skram. „— und darum wollen wir auch nicht weiter davon reden."

Sie fuhr fort, indem sie mit ihrem gewöhnlichen festen Blick zu ihm aufschaute. „Als Sie mir sagten, Sie seien überzeugt, ich hätte Biffert ermordet, war es mir, als schlügen Sie mir mit einer Peitsche ins Gesicht. Es biß und brannte, wie Hohn nur brennen und beißen kann. Ich kenne Sie ja nur als den stillen, etwas wehmütigen, schweigsamen Mann, der an langen Winterabenden bei mir saß, wenig redete und viel lauschte, wenn wir nicht die Töne reden ließen und

beide schwiegen. Ich konnte nicht fassen, daß Sie so roh sein konnten. Männer können wohl alle roh sein, aber die besten doch nur gegen die Frauen, die sie lieben, und Sie, Skram, haben ja immer nur in der kühlen Entfernung der Freundschaft zu mir gestanden. Ich glaubte einen Augenblick lang, es sei der Richter, der aus Ihnen redete, der rücksichtslose Richter, den ich nicht kannte, von dem ich nur früher gehört hatte. Aber es war nicht der Richter, es war der Mann, der aus Ihnen redete. Und darum verstand ich Sie nicht. Heute abend habe ich darüber nachgedacht — und nun versteh' ich es besser. Helmut Viffert hat mit Ihnen geredet, er hat meinen Namen genannt und vielleicht davon gesprochen, was ihn und mich zusammenknüpfte — von den Leiden vieler Jahre für die Schwäche eines Abends. Und das Bild, das Sie sich von mir geschaffen hatten, wurde verwischt und durch ein ganz andres ersetzt — nicht wahr?"

Skram schwieg.

„Ich verstehe Sie, Skram," sagte sie, „und ich zürne Ihnen nicht mehr. Wir reden miteinander wie zwei Menschen, die ein Geheimnis zusammen haben. Ich bin in Not, in bitterer Not. Heute morgen glaubte ich, die Sonne gehe für mich auf, um meinen ganzen Lebenstag zu bescheinen, und jetzt des Abends, Skram, des Abends geht sie unter für immer, wenn Sie ihr nicht gebieten, aufs neue für mich aufzugehen. Ich will — ich kann mir das Glück nicht entreißen lassen."

Skram lächelte. „Das Glück! Wer würde glauben, daß Sie, so ruhig wie Sie sind — und bei dem Vielen, das Sie gesehen und erlebt haben — das Glück im Ungewissen suchen wollten. Ich verstehe sehr wohl: Sie wollen nicht haben, daß der junge Mann, in dessen Person Sie zu finden glauben, was Sie das Leben nennen, etwas zu wissen bekommt. Sie haben früher versucht, ehrlich zu sein, aber Sie glauben jetzt, daß diese Ihre Ehrlichkeit Ihnen das Glück verschleiert habe.

Jetzt wollen Sie aufs neue geboren werden mit dem Nichts der Geburt hinter sich, und so, glauben Sie, können Sie das Glück umfassen."

Sie bog den Kopf vor, um zu antworten.

„Aber Sie gehen fehl, Gräfin Polly — es gibt wohl Menschen, für die das Glück aus seinem Garten, dessen Tiefen niemand kennt und erforschen kann, emporsteigt. Für die allermeisten von uns jedoch, und dann auch nur für die Sehenden, ist das Glück nichts als die Harmonie des Augenblicks, ein Dreiklang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wir sind gezwungen, die Vergangenheit in die Gegenwart hineinzuziehen, und aus dem Zusammenspiel beider schaffen wir die Zukunft. Das ist der Dreiklang des Glücks. Den Grundton darin ersticken können Sie nicht; der klingt durch das Glück des ganzen Lebens hindurch. Und Sie mögen wissen, daß es zu den Geheimnissen des Lebens gehört, daß Kummer und Schmerz der Grundton eines tiefen, wahren Glücks zu werden vermögen. Wir Menschen, die ins Leben geschaut haben, können nicht der Vergangenheit beraubt werden, sie sei so bitter und dunkel, als sie will."

„Es handelt sich hier nicht um mich," sagte sie, sondern um ihn. Ich will, daß er mich als *die* zu sich nimmt, die ich *bin* — ohne zu wissen, was ich *war*!"

Skram zuckte die Achseln. „Es fällt mir schwer, an ihn zu denken. Aber gut, ich will ihn einmal wirklich so sehen, wie Sie ihn sehen, nicht anders. Doch nun muß ich Ihnen gleich sagen: Sie sehen ihn falsch, Sie kennen ihn nicht, Sie kennen ihn nicht, wie Sie auch nicht wollen, daß er Sie kenne. Glauben Sie, daß das der Weg ist, der dem Tag entgegenführt, nach dem es Sie verlangt? Nein, das ist ein Weg, der in die Nacht hinausführt — in eine Nacht, die nicht wie die hellen Sommernächte voller Wohlgefühl und Wohlklang, sondern eine graue, schwere Winternacht ist, in der das Gemüt erdrückt wird und die Jugend dahin-

siecht. Sie leben Ihr Leben nicht in dem, was außer Ihnen liegt, so wie wir es tun, die des Tages Arbeit zu leisten haben — Sie leben Ihr Leben, wie es sich in Ihren eigenen Gedanken widerspiegelt. Es gibt wohl Frauen, die stark und tief für einen Mann empfinden, die ihr Leben in dem täglichen Schaffen für Haus und Kind erblicken — die Betten machen und die Diele fegen, das Haus bestellen und das Leinenzeug flicken — die nur in ihrer einfachen tiefen Liebe zu Mann und Kindern groß sind, selbst wenn sie klein erscheinen. Und solche Frauen können wohl einen Mann ganz gewinnen, so daß er nach nichts anderm fragt als dem Glimmen ihrer tiefen Liebe, das er täglich sieht — ihrer Liebe, die der einzige und ganze Inhalt ihres Geisteslebens ist. Wären Sie derart, so könnten Sie versuchen, in Zukunft allein zu leben. Doch so sind Sie nicht! Sie sind kein Gretchen mit blonden Flechten und einem gebenden Herzen. Sie sind nicht imstande, das Vergangene zu vergessen, und können auch nicht allein für sich in der Gegenwart leben. Denn könnten Sie das, dann hätten Sie schon längst mit Helmut Biffert gebrochen, Sie hätten ihn aus dem Leben geschafft, um allein zu bleiben!"

Sie sah auf.

„Aus dem Leben geschafft!" wiederholte Skram fest.

Sie sah starr vor sich hin, während Skram redete. Er wandte sich um und ging schweigend auf und ab, als warte er auf eine Antwort von ihr — jedoch sie schwieg.

„Sie müssen nicht denken, Gräfin Polly, dies sei ein Verhör; nein, es ist kein Verhör, ich bin nicht Ihr Richter, ich wünsche nicht zu wissen, was oben in der Nacht geschehen ist — und Biffert ist nun einmal tot. Aber ich bitte Sie, mir, der ich Ihr Freund bin, zu sagen, warum Sie sich an einen Mann fortschenken wollen, der Ihrer nicht wert ist — warum Sie handeln wollen wie jener Geistesheld, der ein Bauernmädchen zu seiner Gattin erhob, bloß weil sie

jung, frisch und hübsch war, der auf diese Weise sein Leben verspielte und schließlich seine Torheit beweinte, was ihm auch keinen Nutzen brachte? Das möchte ich wissen."

Jetzt stand er wieder vor ihr, an den Türpfosten gelehnt, und sah auf sie herab.

Sie redete langsam, bei jedem Wort verweilend:

„Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß die Natur uns rufen kann; es kommt die Stunde, da der Mensch sich danach sehnt, zur Natur zurückzukehren, aus der er hervorgegangen ist. Diese Stunde ist zu unsrer Zeit schon für manchen gekommen — für mich ist sie jetzt gekommen. Das Einfache — das Unzusammengesetzte — das Wahre — das nur will, was der Mensch durch eigene Kraft erreichen kann, und es so will, daß es im Einklang mit der Natur steht — das zieht mich zu sich hin, mich, die ihr Leben bisher nur in künstlichem Lichte zugebracht hat — in einer prächtigen Halle, aus der die Sonne verbannt war und in der an ihrer Stelle vom Morgen bis zum Abend Kronleuchter brannten. Ich habe so vieles gehört — nun sehne ich mich nach Schweigen. Ich habe so viele Farben in ihrem Zusammenspiel gesehen — nun sehne ich mich nach wenigen, die aber rein und streng voneinander gehalten sind. Ich habe immer jenseits von Gut und Böse gestanden — nun sehne ich mich nach einigen wenigen, festen Anforderungen; aus den vielen wechselnden Neuheiten, die mich bisher umgaben, sehne ich mich nach wenigen, einfachen Freuden, nach einem einzigen tiefen Gefühl — dem Gefühl Gretchens, wenn Sie so wollen. Ich habe geherrscht — nun will ich gehorchen; alle haben meine Wünsche zu erraten gesucht, haben nach meinem Wink gespäht — nun will ich selbst danach spähen und suchen, mich einem harten Willen unterzubeugen. Und alles, was ich suche, kann er mir geben. Ich bin müde, doch ich gehe nicht in ein Kloster, wie es andre täten, denn dort würde ich allein mit meinen Gedanken bleiben

und daher auch keine Ruhe finden. Ich wähle mir einen Gefolgsmann, der alles will, wonach ich mich sehne."

„Das heißt also, Sie gehen doch in ein Kloster, allerdings nicht allein, sondern mit ihm ins Kloster. Sie redeten also nicht die Wahrheit, als Sie mir gestern sagten, Sie wollten ihr Leben genießen, solange Sie noch jung seien. Das wollen Sie ja gar nicht! — Nun, ich werde Sie nicht zurückhalten von dieser neuen Form von Entsagung, aber eins verlange ich von Ihnen — nicht um meinet-, sondern um Ihretwillen: Mit geschlossenen Augen dürfen Sie nicht hineingehen in dieses neue Stadium. Sie müssen ihn kennen, denn jetzt kennen Sie ihn noch nicht. Ich verlange nicht, daß Sie ihm demütig beichten und ihn bitten, Sie in Gnaden aufzunehmen, aber ich verlange, daß Sie ihm alles sagen, was in der Nacht geschehen ist. Sagen Sie ihm alles — alles, dann werden Sie ihn kennen lernen."

Sie blickte spähend auf.

Er fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Ich bin durchaus kein Pedant; ich könnte mir die Welt ganz wohl ohne Wiedervergeltung denken, und ich fühle mich nicht berufen, aus eigener Macht zu richten. Ich richte nur, wo mein Beruf mich dazu zwingt. Aber ich glaube, daß Sie heute nacht von Angesicht zu Angesicht Ihrem toten Feinde gegenübergestanden haben — in starrem Entsetzen. Und was da geschehen ist, soll er erfahren. Versteht er es nicht, so ist er auch Ihrer nicht wert. Er soll es nicht etwa mit seinem Verstande verstehen, nein — das Unzusammengesetzte soll er begreifen, so wie jede menschliche Handlung auf alle Menschen wirkt. Wir fassen alles nur mit den Mitteln auf, über die wir verfügen. Versteht er es — gut, dann dürfen Sie ihm folgen. Aber ich sage Ihnen, er wird es nicht verstehen und von Ihnen ablassen. Und dann sollen Sie ihn gehen lassen, wohin er will. Es ist besser, man ist allein einsam, als mit einem andern einsam." —

Sie antwortete nicht, sondern starrte vor sich hin.

„Er ist jetzt hier," sagte Skram, „er wartet draußen; ich hörte ihn vorhin kommen. Reden Sie nun mit ihm. Ich sagte Ihnen schon: ich bin nicht Ihr Richter — sondern Ihr Freund. Sagen Sie ihm, was Sie wollen und wie Sie es wollen, aber Sie mögen wissen, daß Sie, wenn Sie nicht jetzt reden, sicher noch später einmal reden werden — und dann wird es zu spät sein. Oder aber Sie werden zu allen Zeiten schweigen und dann in derselben Halle sitzen, in der Sie, wie Sie sagen, bisher gesessen haben, und das Licht der Sonne wird daraus verbannt sein wie bisher."

Sie antwortete nicht, und Skram schritt eilig zur Tür.

Auch sie erhob sich wie um zu gehen, doch an der Tür hemmte sie den Schritt und starrte über das grüngelbe Wasser zur Edelsburg hinüber.

So stand sie noch schweigend an den Türpfosten gelehnt, als Sigismund Viffert eintrat.

Er war allein. —

VIII.

Skram ließ sich reichlich Zeit. Er setzte sich an ein im Vorzimmer stehendes Pult und schrieb gemächlich einige Briefe; dann nahm er seinen Hut und ging aus. Er schritt auf gut Glück zum Fjord hinüber, der im Abendscheine glänzend dalag — verfolgte den Weg, bis er die Spitze erreicht hatte, an der der Fjord ins Meer übergeht. Er dachte an nichts, sondern schritt nur vorwärts und saugte die frische Abendbrise in vollen Zügen ein.

Es war eine Viertelstunde Wegs bis zur Spitze und eine Viertelstunde zurück. Es verging im ganzen also eine halbe Stunde, und Skram wollte den beiden eine ganze Stunde lassen. Er wußte gut, wie leicht und häufig menschliche Macht versagt. Er hatte als Richter oft jener hartnäckigen Schweigsamkeit gegenübergestanden, die in entschwundenen Zeiten die Rich-

ter zur Anwendung der Folterinstrumente gezwungen hat. Er wußte, wie hilflos man einem, der nicht reden will, gegenüberstehen kann. Aber Skram war auch geduldig, und seine Stärke bestand darin, daß er immer reichlich Zeit ließ. Wer mit der Zeit rechnet, als ob alle Zeit ihm gehörte, der ist Herr über die Ewigkeit, und nur aus Schwachheit glauben die Menschen, daß die Zeit ihnen davonlaufe. So sagt der Herzog von Wien in seinem „Measure for Measure“ zu dem gefangenen Claudius: „Du eilst dem Tod entgegen, wenn du glaubst, ihn zu fliehen. Alle Hast führt zum Tode. Das Leben kommt nur dem Wartenden.“ —

Skram lenkte seine Schritte dem Hause des Kreisarztes zu. Der Doktor, der ihn bereits erwartete, führte ihn in sein Studierzimmer und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Doktor,“ sagte Skram, „ich will Ihnen gestehen, daß ich jetzt in einer ernsten Klemme sitze. Ich habe mir nach und nach eine Theorie über die Ermittlung und Konstatierung von Missetaten gebildet, die von der gewöhnlichen entschieden abweicht. An Indizien als Richtschnur für das Urteil glaube ich nicht; sie stellen den menschlichen Wissensdrang durchaus nicht zufrieden, sondern lassen eine niederträchtige Ungewißheit zurück, die draußen im Volke böses Blut macht. Der Zeugenbeweis ist der schlechteste von allen Beweisen; er tritt mit einer vom Gesetz bestärkten, althergebrachten Autorität auf, die ihm im voraus ein gewaltiges Übergewicht verleiht. Aber zu unsrer Zeit mit ihren tausendfachen Eindrücken, mit ihrem ganzen zusammengesetzten Gesellschafts- und Gefühlsleben hat es sich erwiesen, daß die Menschen — buchstäblich genommen — überhaupt nicht imstande sind, zu zeugen. Die Zeugenaussagen sind gar nicht mehr Berichte aus erster Hand über Gesehenes und Gehörtes, sondern sie sind gefällte Urteile nicht kompetenter Richter. Das einzige Beweismittel, dem ich mich beuge, ist das eigene Geständnis. Wenn ein Mann sagt, daß er ein Verbrechen begangen habe, so bin ich unter gewöhn-

lichen Umständen geneigt, ihm Glauben zu schenken. Und ich glaube nicht, daß ich je, ohne ein Geständnis erlangt zu haben, eine Verurteilung aussprechen könnte. Es kommt bloß darauf an, auf welche Weise man ein Geständnis erzwingt. Es ist lange Zeit hindurch gebräuchlich gewesen, von den Bezichtigten ein Geständnis zu erpressen; das ist allerdings ausführbar, aber es können dabei Mißbräuche vorkommen, die die Sicherheit des Resultats erschüttern. Meine Methode dagegen ist die, mit Vermutungen zu arbeiten, mir eine Ansicht über das Geschehene zu schaffen und meine Vermutungen nach Möglichkeit zu bekräftigen. Das ist allerdings schon die gebräuchliche Methode, doch wird hierbei die Gefahr außer acht gelassen, von vornherein Partei zu ergreifen. Im allgemeinen wird es für schwächlich gehalten, hinterher seine Ansicht zu ändern, bei meiner Methode dagegen ist dieses notwendig. Ich lasse die Vermutungen aus den Tatsachen, die ich in Betracht ziehe, entstehen, lasse sie verschwinden und sich gegenseitig bekämpfen. Mein Ziel ist, schließlich zu einer Ansicht zu gelangen, die allein richtig erscheint, und sie dem Betreffenden, den ich für schuldig halte, vorzulegen und auseinanderzusetzen. Wenn meine Vermutung richtig ist, wenn ich alle Wege, auf denen ich zu ihr gelangt bin, nachweisen kann, so ist es wahrscheinlich, daß ich das Geständnis erlange; das will sagen: ich siege im logischen Zweikampf."

Der Doktor nickte. „Das sind allgemein gültige Bemerkungen, Skram — ich bin nun unbändig neugierig, die speziellen zu hören. Wen haben Sie in Verdacht?"

„Die Gräfin," sagte Skram kurz.

„Die Gräfin?" wiederholte der Doktor und öffnete den Mund vor Erstaunen, „das ist ja ganz was Neues!"

„Für Sie — nicht für mich. Nun, da es sich nicht um Mord handelt, sondern um einen leichteren Fall, trage ich kein Bedenken mehr, Sie an meinem Geheimnis teilnehmen zu lassen. Einen Augenblick lang

bin ich im Zweifel gewesen, denn sie erzählte mir mit klaren Worten, daß Biffert selbst im Ankleidezimmer des Grafen gewesen sei, nachdem er ihr Schlafzimmer passiert habe, und daß er selbst das Messer, auf dem sich unsre Theorie aufbaut, an sich genommen habe. Da sie unmöglich gewußt haben kann, daß mit den Messern etwas vorlag, so wäre das Ganze durch Bifferts Niedertracht, die mich keineswegs in Erstaunen setzt, erklärt. Nun dagegen stellt sich die Sache wieder anders. Biffert hat nicht Selbstmord begangen, schon aus dem Grunde, weil er bereits tot war, ehe ihm der Schnitt zugefügt wurde. Nicht wahr?“

„Die Wunde ist entschieden postmortal.“

„Gut, wir stehen also einem neuen Rätsel gegenüber, das sich indessen lösen läßt. Biffert hat das Messer tatsächlich in der Absicht geholt, es zu benutzen; er wollte sich den Hals abschneiden, und nur sein plötzlicher Tod hat ihn daran gehindert. Nun bieten sich zwei Möglichkeiten. Die erste ist folgende: er hat tot im Bett gelegen, ohne das Barbiermesser in der Hand zu halten — sei es, daß er seinen Selbstmordsplan hat fallen lassen, sei es, daß er zu den Vorbereitungen noch nicht geschritten war. Das Messer hat jedenfalls auf dem Tisch am Bett oder vielleicht auch auf dem Bett selbst gelegen. — Dann kam sie herein — nicht um ihn zu ermorden, sondern aus andern Gründen, um mit ihm zu reden. Sie hat ihn liegen sehen und geglaubt, er schlafe. Ein plötzlicher Einfall, das Blitzen des Messers oder, was weiß ich, hat sie mit sich fortgerissen. Sie hat das Messer ergriffen und zugeschnitten, um dann, wie Sie es für wahrscheinlich halten, zu entdecken, daß sie in eine Leiche schnitt. Wenn dies richtig ist, so liegt ein Mordversuch vor, der in Anbetracht der obwaltenden Umstände mit ein paar Jahren Zuchthaus bestraft werden würde. Es würde hart für mich sein, hier einzuschreiten, denn teils bin ich prinzipmäßig Widersacher der Bestrafung putativer Verbrechen, die in großen Kulturländern

straffrei sind und es auch sein müssen, teils bin ich sehr dafür, über diese Handlung, die doch kaum mit voller Zurechnungsfähigkeit ausgeführt sein kann, den Schleier fallen zu lassen. Doch ein Konflikt liegt hier immerhin vor, und es ist von Amtswegen meine Pflicht, hier einzuschreiten."

„Das wäre also die erste Möglichkeit," sagte der Doktor, „und nun die zweite?"

„Die zweite," versetzte Skram, „ist noch sonderbarer als die erste, aber dennoch neige ich zu ihrer Annahme am meisten. Biffert hatte beschlossen, sich unter solchen Umständen zu entleiben, daß ein Mordverdacht auf andre fallen mußte. Die verschiedenen Andeutungen, die er mir gegenüber gestern abend machte, bestärken mich in diesem Glauben. Die Gräfin hat sicher die Wahrheit gesprochen, als sie von seinem nächtlichen Besuche erzählte. Doch Biffert hat mehr getan; er hat sich mit dem Messer bewaffnet, sich im Bett zurecht gelegt und ist dann, ganz unerwartet, gestorben. Dann ist sie hinzugekommen, an sein Bett getreten und hat gesehen, daß er bereits tot war. Beachten Sie wohl, das ist durchaus nicht undenkbar, denn es muß gegen zwei Uhr gewesen sein, und es war somit schon hell. — Doch das Unheimliche der ganzen Situation, sein Gesichtsausdruck, der festgeschlossene Mund, die Leichenstarre und das Messer haben ihren Schritt gehemmt und sie mit Entsetzen erfüllt. Und unter dem Einfluß dieses Entsetzens hat sie wie ein Schlafwandler gehandelt, fast mechanisch das Messer ergriffen und zugeschnitten, in den Kadaver hinein, der vor ihr lag. Es klingt recht wunderlich, aber es kann doch so gewesen sein, und ich bin zu dem Glauben geneigt, daß es wirklich so gegangen ist. Diese ihre Handlung würde absolut straffrei sein, und auf dieser Grundlage kann ihr kein Prozeß gemacht werden."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Es klingt sehr wunderlich — aber möglich ist es ja."

„Jawohl," sagte Skram, „es erscheint mir weit ver-

ständlicher, daß eine Frau wie sie einem nervösen, krankhaften Zwange nachgegeben hätte, als daß sie einen Mord oder einen Versuch dazu hätte vollbringen können. Eine Frau mit ihrem Naturell muß zu einer solchen Handlung angereizt werden; der passive Schlaf reicht nicht hin, aber der Tod selbst, der Tod ist ihr entgegengetreten und hat ihren Handlungsdrang in dieser wahnwitzigen Tat ausgelöst."

„Das ist gar nicht so undenkbar," sagte der Doktor, „— psychologisch erklärlich ist es jedenfalls. Aber was wollen Sie nun machen?"

„Das will ich Ihnen sagen," lautete die Antwort. „Ich benutze diese beiden — wollen sagen — Richtervermutungen derart gegen sie, daß sie mir sagen muß, welches die richtige ist."

„Und dann?"

„Einstweilen will ich mir meine Stellungnahme noch vorbehalten, wenn ich auf Sie rechnen kann."

„Was meinen Sie damit?" fragte der Doktor.

„Ich möchte Sie fragen, Doktor, ob Sie, wenn ich es mit meiner Amtsverantwortung in Einklang bringen kann, die Sache ad acta zu legen, es als möglich dahingestellt sein lassen wollen, daß die Herzlähmung während eines Selbstmordversuches eingetreten ist."

„Das würde mir als Gerichtsarzt peinlich sein," sagte der Doktor, „denn, ehrlich gesagt, halte ich das für ausgeschlossen. Der Blutaustritt müßte dann viel größer gewesen sein und die Wunde würde auch ganz anders ausgesehen haben. Wie gesagt, ist es eine postmortale, keine intravitale Verletzung."

„Die Herren Ärzte sind verteufelt sicher in ihren Urteilen," sagte Skram. „Ich will in diesem Falle so bescheiden als möglich sein: es k a n n doch möglich sein, daß Sie sich irren!"

„Dann können Sie ja ein Obergutachten einholen," sagte der Kreisarzt, ein wenig verdrossen. Es ärgerte ihn, daß man an seinem visum et repertum zweifelte.

„Auch ein gutes Wort," sagte Skram. „Diese Sache

soll entweder zu einem Fall werden, der das ganze Land in Aufregung versetzt, oder sie soll in aller Stille beigelegt werden. Ein Drittes gibt es nicht. Und würden Sie mit dem letzteren einverstanden sein, wenn ich es täte?"

„Ja," sagte der Doktor.

„So werde ich Ihnen morgen Bescheid senden. Ich rechne auf Sie."

Damit schieden sie.

IX.

Als Skram zurückgekehrt war, traf er die Gräfin allein im Gartenzimmer an. Sie saß in der Türöffnung und starrte zum Schloß hinüber.

Als sie Skrams Schritte hörte, erhob sie sich schnell und trat ihm entgegen.

„Wünschen Euer Gnaden, daß ich Licht anzünde?" fragte Skram.

„Nein," erwiderte sie schnell, „das würde Sünde sein. Die Nacht ist so herrlich, und ich liebe die Dämmerung."

„Und die Einsamkeit," fügte er hinzu. „Euer Gnaden, nun ist es dahin gekommen, wohin es kommen mußte. Ich hatte erwartet, Sie allein zu treffen, und nun müssen Sie mit mir reden. Ich bin nicht Ihr Feind, aber ich bin in diesem Augenblick Ihr Richter. Ich habe gewartet und geschehen lassen, was geschehen ist. Sie sind nicht gewohnt, vor jemand zu zittern, und doch haben Sie heute vor mir gezittert. Ich will ehrlich sein: ich habe ein Doppelspiel mit Ihnen getrieben. Doch nun kann diesem Spiel ein Ende gemacht werden, wenn Sie es nur wollen."

Sie trat einen Schritt zurück.

„Wollen Sie mir drohen, Skram?"

„Nein," sagte er, „drohen nicht, aber Gewißheit will ich haben. Ich bezichtige Sie nicht, Biffert ermordet zu haben, weil ich jetzt weiß, daß dieser Mann

an einem Herzschlag gestorben ist. Aber ich weiß auch, daß Sie, Gräfin, heute nacht an seinem Bett gestanden haben, und ich frage Sie bloß das eine: Wußten Sie da, daß dieser Mann tot war?"

Skram konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber die Umrisse ihrer Erscheinung waren — wenn auch nur undeutlich — erkennbar, und er sah, daß sie bebte.

Dann sagte sie mit heiserer Stimme: „Wollen Sie mich etwa der gaffenden Pöbelmenge ausliefern?"

„Nein," versetzte Skram, „ich habe Ihnen gesagt, was ich will. Ich will Ihr Geständnis."

Sie machte einen Schritt zur Tür, doch Skram ergriff sie beim Handgelenk.

„Ich weiche nicht von Ihnen, Gräfin. Sie sind in meiner Gewalt."

„So —! Also an sich gelockt haben Sie mich — in einen ganz erbärmlichen Hinterhalt gelockt!"

Sie suchte ihre Hand freizumachen.

Skram sprach kurz und bestimmt.

„Sie haben die Wahl, Euer Gnaden. Entweder reden Sie mit mir wie mit einem Freunde, oder ich klingle und rufe mein Personal herbei; dann ist die Brücke hinter uns abgebrochen, das Verhör beginnt und niemand kann den Verlauf der Dinge mehr aufhalten."

„Wollen Sie meine Hand loslassen?"

Skram tat es.

„Warum sagten Sie das nicht früher — bevor Sigismund kam?"

„Weil ich Ihnen eine Chance lassen wollte. Ich gebe jedem, mit dem ich kämpfe, eine faire Chance. Hätten Sie sich ihm gegenüber ausgesprochen und wäre er derjenige, für den Sie ihn hielten, dann hätte er Sie in Sicherheit gebracht und einen Vorsprung erzielt, den ich jetzt nur schwer würde einholen können — jedenfalls nicht, ohne einen gefährlichen Schritt zu tun, der mich große Anstrengung kosten würde. Ich traf Sie aber hier allein und es wurde mir klar, daß Sie

entweder nicht zu ihm geredet hatten, oder daß er nicht derjenige ist, für den Sie ihn hielten. Was geschehen ist, bleibt sich gleich. Ich nehme an, daß es vorbei ist."

Sie beugte den Kopf. „Sie haben recht. Ich redete nicht, ich brachte es nicht übers Herz; er ist ja nur ein Kind. Ich habe mich nicht an ihm, sondern an mir selber geirrt. Es ist vorbei, wie Sie sagen, ganz vorbei. Und nun bitte ich Sie, lassen Sie mich gehen."

„Euer Gnaden," sagte Skram. „Sie haben Ihr Leben heute schon einmal aufs Spiel gesetzt, und da waren Sie so wenig rücksichtsvoll, auch mit dem meinigen nicht zu rechnen. Lassen Sie's bei dem einen Mal genug sein. Sprechen Sie sich aus, sagen Sie mir alles. Ich bin kein Kind; Sie selbst haben mir die Ehre erwiesen, mich einen Mann zu nennen. Gut, ich bin ein Mann, und ich kann Sie, wenn Sie wollen von diesem ganzen Handel los und ledig machen."

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie heiser.

„Das habe ich Ihnen schon gesagt. Ich weiß, daß Helmut Biffert an einem Herzschlag gestorben ist, aber ich weiß auch, daß ein andrer seinen Hals mit einem Barbiermesser durchschnitten hat. Dieser andre sind Sie. Und ich frage Sie nun bloß, ob Sie mit der Absicht zu ihm gekommen sind, ihm das Leben zu nehmen."

„Nein, nein, nein!" sagte sie.

„Gut, Sie kamen also nicht mit dieser Absicht. Aber als Sie in sein Schlafzimmer traten, sahen Sie ihn im Bett liegen, als ob er schlafe. Das Messer hielt er in seiner rechten Hand."

„Ja," flüsterte sie kaum hörbar.

„Und Sie traten an das Bett in dem Glauben, daß er Hand an sich gelegt habe. Sie mußten hintreten, nicht wahr? Sie konnten das Zimmer nicht verlassen, ohne sich vergewissert zu haben, daß er tot war?"

„Er hatte mir ja gesagt, daß er sterben wolle," sagte

sie langsam. Es war, als ob sie unter Skrams Worten zum Bewußtsein gelange.

„Sie beugten sich über ihn und sahen, daß er tot war . . .“

„Ja, und da kam es, daß ich, ohne mir darüber klar zu sein, was ich tat, das Messer nahm und zuschnitt. Ich wollte, er solle von dem Tod betroffen zu sein scheinen, mit dem er gedroht hatte. Ich haßte den Mann, Skram, ich haßte ihn noch im Tod.“

Skram ergriff ihre Hand. „Das Verhör ist zu Ende, Euer Gnaden. Ich sage Ihnen bei meiner Ehre, keine Behörde der Welt hat das Recht, Sie mit einem Wort über das Geschehene zur Verantwortung zu ziehen. Und keine Seele — mit Ausnahme des Doktors — soll etwas darüber erfahren. Das Verhör ist beendet, und die Sache damit auch. Sie sind frei Euer Gnaden, verstehen Sie, frei, und haben nichts mehr zu fürchten.“

Sie zögerte.

„Aber wünschen Sie, noch mehr zu sagen, so bin ich bereit, alles anzuzuhören, was Sie zu sagen haben. Ich selbst glaube, daß Sie sich nun leicht werden aussprechen können.“

Sie nickte bloß.

„Es ist unten kühler,“ sagte er — und sie schritten über den kiesbelegten Weg des Gartens zu den grünen, über das stille Wasser hängenden Weiden hinab. Der Nachtwind sauste in ihren Ästen und kräuselte die Fläche des Grabens, der im Dunkel tiefgrün erschien und mit seinen kleinen Wellen schluchzend gegen die Landungsbrücke und den Steinbelag der Raseneinfassung schlug.

Sie redete zuerst.

„Er hat wohl viel Häßliches über mich geschrieben?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte Skram, „er hat viel Häßliches über sich selbst geschrieben, so viel, daß ich zu der Annahme neigte, Sie hätten den Entschluß gefaßt, ihn aus der

Welt zu schaffen, um den Mund zu schließen, der Sie jahrelang verhöhnt und verletzt hatte."

„Mir," sagte sie, „erzählte er heute nacht, daß er sterben wolle, aber, so fügte er hinzu, noch im Tode werde er bei mir bleiben, und Sigismund solle alles erfahren. Darum suchte ich ihn nochmals auf. Nicht, um ihn zu töten. Ich hätte meine Hand nicht gegen ihn erheben können. Ich war in seiner Gewalt und wollte frei sein. Aber er sollte mir selbst die Freiheit schenken. Doch es kam ganz anders. Ich glaubte heute morgen, daß nun alles vorbei sei, denn ich ahnte ja nicht, daß Sie mich verfolgen würden. Ich glaubte, Sie seien mein Freund, Skram."

„Das bin ich auch," versetzte Skram ernst. „Ich habe Ihnen meine Freundschaft in höherem Maße bezeugt, als Ihnen vielleicht klar geworden ist. Und doch hätte ich Sie, wenn Sie den Mord begangen hätten, in die Hand der Obrigkeit geben müssen. So aber habe ich meine Pflicht nicht verletzt."

Sie lächelte trübe. „Und das waren Sie, Skram, der einstmals mich zu lieben glaubte?"

„Gräfin Polly," sagte Skram, „Sie haben mir heute abend Ihr Vertrauen geschenkt. Wenn Sie es mir auch fernerhin zuwenden, so werden Sie vielleicht noch einmal erfahren, was Liebe ist."

Sie sah ihn an und ergriff seine Hand.

„Heute besiegeln wir also bloß unsre Freundschaft!" Skram redete mit leiser, aber fester Stimme, wie er zu tun pflegte, wenn er seinen Worten Nachdruck verleihen wollte.

„Und als Sigismund Sie verließ, begriff er da, daß es vorbei für ihn ist?"

„Ja," sagte sie.

„Aber wie konnten Sie Ihren Gefühlen für ihn ein solches Gewicht beilegen, daß Sie bereit waren, mit allem zu brechen, um aufs neue zu leben, wie Sie es nannten? Und wie konnten Sie in mir eine solche Überzeugung von der Tiefe Ihres Gefühls wach-

rufen, daß ich zu glauben vermochte, Sie könnten aus reiner Liebe zu dem jungen Manne — — einen Mord begehen? Denn daß ich das glaubte, wissen Sie ja."

„Es war der Selbsterhaltungstrieb, der Kampf ums Glück, ums Leben. Ich war in Helmuts Gewalt. Er sagte, er liebe mich, aber seine Liebe zu mir war nur ein Teil seiner Liebe zu sich selbst, der einzigen wahren Liebe, die er zu empfinden vermag. Ich habe früher versucht, mich von seiner Gewalt freizumachen; doch er stellte sich gegen mich, und ich fiel ihm zu Füßen, um es aufs neue zu versuchen und — um mich wieder bezwingen zu lassen. Ich war sein Sklave und konnte seine Macht nicht brechen. Ich richtete alle meine Gedanken auf Sigismund Viffert, um mit seiner Hilfe, ohne daß er etwas ahnte, der Knechtschaft, die mich gefangen hielt, zu entrinnen. Ich fühlte, daß das nur durch Liebe geschehen könnte. Ich erdichtete mir Sigismund größer als er war, ebenso wie ich meine Liebe zu ihm größer erdichtete, als sie war. Und als Helmut das sah und mir den Weg zu versperren suchte, da bat ich, daß er sterben möge, und ich frohlockte, als er mir sagte, daß er sterben wolle. Doch als ich einsah, daß er mich selbst übers Grab hinaus noch verfolgen wolle, da wurde ich von Entsetzen erfaßt. Und dann geschah alles, wie Sie es herausgebracht haben, ohne daß ich zu sagen wüßte, wie."

„Ich aber verstehe alles," sagte Skram. „Bloß das eine ist mir nicht klar, inwiefern Sie der tote Mann sollte verfolgen können. Wodurch sollte der Ihnen schaden? Er konnte den jungen Viffert wissen lassen, was zwischen Ihnen und ihm vorgefallen war, aber Sie konnten ja selbst seinem Wort den Stachel nehmen. Sigismund weiß, daß Sie des Grafen Gattin sind, und wenn er Sie liebte, müßte er Ihnen auch vergeben können, daß Sie — die Geliebte seines Onkels gewesen sind."

„Das eben sollte er nicht erfahren. Noch heute abend war alle meine Hoffnung auf ihn gerichtet,

und ich weiß, hätte er es erfahren, dann würde ich ihn verloren haben."

„Und nun — heute abend — baten Sie ihn selbst zu gehen?"

„Es ist heute viel geschehen, Skram," sagte sie. — „Und ich habe den Mann kennen gelernt, der mich schützen kann. Auch gegen mich selbst."

„So überantworte ich Vifferts Brief dem Feuer und lasse jede Erinnerung an ihn in Vergessenheit sinken," sagte Skram.

Sie reichte ihm die Hand, indem sie sich erhob — und dann schieden sie. Skram aber stand noch geraume Zeit an der Brücke und sah dem Boot nach, das über das dunkelgrüne Wasser glitt, dem Schloß mit seinen starken Mauern zu.

Die standen jetzt nicht mehr trennend zwischen ihm und ihr!

Schluß.

„So ist denn die Sache abgetan, Doktor,“ sagte Skram, „und damit ist dieser Tag gut eingeleitet; es bleibt übrigens noch ein gut Teil zu tun übrig, und als Testamentsvollstrecker haben wir auch noch einiges zu leisten.“

Es war nun Morgen, und der Kreisarzt saß in der Gartenstube des Richters an dem großen grünbezogenen Tisch, den Skram als Arbeitstisch benutzte.

Der Kreisarzt war ernst gestimmt; es hatte ihn doch einige Überwindung gekostet, hier von Grundsätzen, die ihm über jeden Zweifel erhaben erschienen, abzuweichen. Doch Skram unterstützte seinen Entschluß mit guter Begründung. Viffert war ja nicht ermordet worden, sondern an einem Herzschlag gestorben, und die Gräfin hatte Skram eingestanden, in einer Art plötzlichen Wahnsinns einer unwiderstehlichen Eingebung gefolgt zu sein.

Der Kreisarzt brummte zwar: „Hätte sich dieses Drama oben beim versoffenen Böttcher an der Ecke abgespielt, dann säßen die Leute jetzt alle Mann hoch hinter Schloß und Riegel und warteten auf ihre Verurteilung.“

„Doktor,“ sagte Skram, „merken Sie auf dies Wort: ich will Gleichheit für alle, aber ich will nicht, daß man diese Gleichheit dadurch zuwege bringt, daß man an denen unrecht handelt, gegen die man gegenwärtig, weil sie hoch in der Gesellschaft stehen, kein Unrecht verübt. Die wahre Gerechtigkeit besteht darin, daß man gegen die Kleinen ebenso gerecht ist wie gegen die Großen, und nicht etwa, daß man gegen die Großen ebenso ungerecht ist wie gegen die Kleinen. Mag der

Himmel geben, daß diese leicht verständlichen Prinzipien allen — sowohl den Kleinen als auch den Großen — einleuchten. Ich bin gerecht gewesen. Ich habe nichts andres tun können, als was ich getan habe."

Der Doktor lächelte. „Sie haben ja gar nichts getan, Skram!"

„Eben, lieber Doktor, und das ist in neun von zehn Fällen gerade das, was ein Richter tun soll. Aber das werden die guten Leute gewiß erst sehr spät begreifen. Ich habe Zoll für Zoll die Sache zu verstehen gesucht, und ich habe sie verstanden. Wenn man dagegen, wie die meisten es tun, bei einer falschen Vermutung stehen bleibt, so ist damit freilich nicht gesagt, daß man nicht dennoch zur richtigen gelangen könne, aber man erreicht sie nur auf einem weiten Umweg, und während dessen wird über viele Unglück und Elend gebracht. Und daß ich das nicht getan, erfüllt mich mit dem Bewußtsein, daß ich recht habe. Sie sollten bloß ahnen, wie viele wahnwitzige Fehlschlüsse gestern mein Gehirn durchkreuzt haben. Die richtige Vermutung kam erst, als ich einen Blick in des toten Mannes Herz und — in mein eigenes geworfen hatte. Schließlich war mein Fehler der, daß ich glaubte, ein Weib könne einen Mann ermorden, der sich zwischen sie und den von ihr Geliebten stellt. Ein Weib kann aus diesem Grunde wohl ein andres Weib umbringen — doch schwerlich einen Mann. Es war eine Vermutung ohne rechte psychologische Grundlage, und davor müssen wir uns in acht nehmen, Doktor. Im Grunde genommen, gibt es nur ein Moment, das nicht ganz aufgeklärt ist, nämlich, wie es möglich sein soll, daß sie das Messer aus des Toten Hand genommen und ihm die Schneide auf die Kehle gesetzt hat. Sie selbst sagt, daß ein unwiderstehlicher Drang sie dazu getrieben habe, es muß also eine Art Wahnsinn gewesen sein, und dergleichen ist ja natürlich denkbar, aber ein derartiger Ausbruch von Wahnsinn bei geistig ganz gesunden Personen kann doch kaum auf Verständnis

rechnen. Wahr ist es indessen, daran hege ich keinen Zweifel. Aber es bedarf hier nicht allein der objektiven Wahrheit, sondern auch einer plausiblen Begründung. Und hier, glaube ich, sollte der Arzt ein Wort mitreden können."

„Ich finde es auch gar nicht so schwer verständlich," sagte der Doktor. „Gehen wir davon aus, daß eine seelische Abspannung vorlag, daß sie alles auf eine Karte setzte, alle Geisteskräfte auf ein Ziel gerichtet hielt, und fügen wir dann zu dieser Sammlung aller Kräfte die plötzliche Erschlaffung, die über sie kam, als sie bemerkte, daß sie gegen nichts mehr zu kämpfen hatte, so erscheint es mir durchaus nicht so schwer, die Ideenverbindung zu verstehen. Viffert hat mit dem Messer in der Hand ausgestreckt im Bett gelegen; alle ihre Gedanken waren auf diesen Selbstmord gerichtet, und die Lust, seinen Selbstmord vorzutäuschen, ist ihr zum Zwangsgedanken geworden. Sie hat sich schon immer mit dem Gedanken beschäftigt, daß dieser Mann von eigener Hand sterben müsse. Der Zwangsgedanke wurde geboren, und die Hemmung, die seiner Ausführung entgegenwirkte, wurde dadurch abgeschwächt, daß die kräftigste Gegenvorstellung: Du sollst nicht töten, nicht eintrat. Die Gräfin folgte also willenlos dem Zwange und griff nach dem Messer, dessen Schärfe sie als Frau nicht kannte und nicht beurteilen konnte. Der Schnitt wurde somit tiefer als sie gedacht hatte; es floß Blut — sie hielt inne und wurde wieder Herr über sich. Das Übrige erklärt sich aus dem Selbsterhaltungstrieb. Ich darf sagen, daß ich recht wohl verstehe und es auch nicht für allzu schwer halte, andre zum Verständnis zu bringen. Einem Arzt gegenüber wird Ihnen das jedenfalls mit Leichtigkeit gelingen. — Aber Sie haben recht, es ist am besten, diese Sache fallen zu lassen, wie Sie vorschlugen."

„Das meine ich auch," sagte Skram. „Also ist die Sache nunmehr tatsächlich abgetan. Wir haben jetzt bloß noch als Vollstrecker des Testaments zu handeln.

Das wird nicht weiter schwer sein, da nur eine Erbin vorhanden ist — die Gräfin Polly. Das Allgemeinwohl ist somit um sein Erbteil gebracht, und auch Leonie und ihr praktischer Geliebter müssen sich mit den Zehntausend begnügen. Sie dagegen, lieber Doktor, erhalten das ganze Exekutorhonorar, das Sie in den Stand setzen wird, umfassende soziologische Studien zu treiben."

„Wollen Sie denn gratis fungieren?" fragte der Doktor erstaunt. „Und warum, wenn ich fragen darf?"

Skram lachte.

„Nein, lieber Doktor, vielmehr wünsche ich gar nicht, die Erbmasse des Kammerjunkers zu bearbeiten."

„Warum nicht?" fragte der Doktor erstaunt.

„Weil die Zeit es vielleicht mit sich bringen wird, daß ich die Gräfin noch lehre, was es heißt: zu leben!" —

Ende.

Praktisches Hausbuch.

Nützliches Festgeschenk für Frauen und Mädchen.

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin

mit Beigabe eines vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

Fünfzehnte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Pauline Klaiber.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Preis in Leinwand gebunden M. 5.50.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohltäterin geworden, und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler‘ dankbar zu sein.“

Kein anderes Werk bietet einen so reichen Inhalt zu so billigem Preis.

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Clarette**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marška. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Schubin**, Maximum. — 7. **Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **de Vere-Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Glahn**, Heiratstifter. — 13. 14. **Croker**, Angelika. — 15. **Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **H. v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Voß**, Die neue Circe. — 24. **Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Mareschal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Zemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **Fahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Viers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Rameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Die arme Prinzessin. — 3. **Viers**, Wer bist du? — 4. **Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Voß**, Samum. — 7. **Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Chantepleure**, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Fowler**, Ein gewagtes Spiel. — 11. **Fick**, Der heilige Ehestand. — 12. **Hornung**, Kein Held. — 13. 14. **Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15. **Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **Sims**, Die junge Frau Kaudel. — 17. 18. **Busse**, Die Referendarin. — 19. **Harte**, Auf der alten Fährte. — 20. **Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Adams**, Bekenntnisse einer Frau. — 23. **Lehne**, „Einsamkeit 19". — 24. **Harland**, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Skowronnek**, Die beiden Wildtauben. — 3. **Michelson**, Im Wagen des Bischofs. — 4. **Seeliger**, Auf Tod und Leben. — 5. 6. **Pierantoni**, Die Stärkere. — 7. **Croker**, Das glückliche Tal. — 8. **Blicher-Clausen**, Sonja. — 9. 10. **Hornung**, Der Schatten des Stricks. — 11. **Chantepleure**, Huguettes Abenteuer. Claude Chamboches Sekretär. — 12. **Mc Carthy**, Wenn ich der König wär'! — 13. 14. **Boy-Ed**, Die holde Törin. — 15. **Ahlberg**, Ein modernes Mädchen. — 16. **Bennett**, Ein großer Mann. — 17. 18. **Ohnet**, Die Siegerin. — 19. **Villinger**, Das Erbschweinchen und andere Geschichten. — 20. **Harland**, Mein Freund Prospero. — 21. 22. **Busse**, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. **Glyn**, Evangelines Schicksale. — 24. **Rosner**, Der Puppenspieler. — 25. 26. **Croker**, Ihre Familie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Die Schuldige. — 3. **Hirschberg-Jura**, Die Villa des Gerechten. — 4. **Hornung**, Ein ritterlicher Buschklepper. — 5. 6. **Höcker**, Paradiesvogel. — 7. **Ehrenkron-Müller**, Der gesegnete Tag. — 8. **Heine**, Der Wegweiser. — 9. 10. **Douglas Wiggin**, Rebekka vom Sonnenbachhof. — 11. **Wasner**, Der rote Faden. — 12. **Croker**, Ein verlorener Posten und andere Geschichten. — 13. 14. **Lesueur**, Die Macht der Vergangenheit. — 15. **Stegemann**, Die Befreiten. — 16. **Osbourne**, Liliput, der Schicksalsmotor. — 17. 18. **Skowronnek**, Der rote Kersten. — 19. **Harte**, Das anvertraute Gut und andere Geschichten. — 20. **Villinger**, Die Dachprinzeß. — 21. 22. **Croker**, Mary am Gittertor. — 23. **Bourget**, Schwestern. — 24. **Conrad**, Im Taifun. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Ein Echo. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.
Ein Dieb in der Nacht. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
Lebensfrühe. — Verloren' Land. Zwei Erzählungen von Margarete von Oertzen.
Das spanische Halsband. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Dornröschen. Von Georg Wasner.
Der Mann auf dem Bock. Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.
Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bände.
Aus Sturm und Not. Von Jérome und Jean Tharaud. Aus dem Französischen.
Fanny Lambert. Von Henry de Vere Stacpoole. Aus dem Englischen.
Der Emigrant. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Bibelhase. Von Ernst von Wolzogen.
Die Herberge zum Silbernen Mond. Von Hermann Knickerbocker Vielé. Aus dem Englischen.
Die Hoermanns. Von Carl Busse. 2 Bände.
Die Leuchter des Kaisers. Von Baroneß Orczy. Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)
Herz und Handwerk. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.
Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Prinzgemahl. Von Paul Oskar Höcker.
Jenseits der Wirbel. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.
Vater. Von Georg Wasner. 2 Bände.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Der rote Kurs. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit diesem Roman, einem Zeitroman in des Wortes vollster Bedeutung, hat der Altmeister Ohnet wieder einmal einen großen Wurf getan. Heiß und stark pulsiert das Blut in dieser neuesten Schöpfung des allbeliebten Erzählers, der uns in das modernste Frankreich führt, wo die sozialen Gegensätze heute mit elementarer Gewalt aufeinander platzen. Haß und Liebe spielen in der dramatisch bewegten Geschichte ihr buntschillerndes Spiel, und mit atemloser Spannung folgt der Leser den dramatischen Vorgängen eines Romans, in dem der Verfasser seinen Landsleuten einen Spiegel vorhält und das politische Strebertum schonungslos geißelt.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von Marie Diers.

Das Gemeinsame dieser trefflichen Novellen ist, daß aus der Gebundenheit dörflicher Vorurteile und Verhältnisse die Lebenskraft in irgend einer Form nach Befreiung ringt. Jede der drei Geschichten ist in ihrer Art ein Kabinettstück poetischer Gestaltungskraft.

Hugo. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Das „Athenäum" schreibt: Diese in einem riesigen Warenhauspalast spielende Geschichte ist so voll von spannenden und abenteuerlichen Vorgängen wie ein Weihnachtspudding von Rosinen oder eine Protzenvilla von Verzierungen.

Armer Henner ... Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Frei von jeder einseitigen Tendenz schildert der Roman das Schicksal eines begabten jungen Offiziers, der an einer heißen Leidenschaft innerlich zu Grunde geht. Hinreißende Darstellung, eindringliche Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen und lebenswahre Schilderung des Zuständlichen bilden die Vorzüge dieses Skowronnekschen Werkes.

Der unreine Geist. Von Semène Zemlak. Aus dem Französischen.

Ein durch und durch origineller Roman, der am Faden einer reichbewegten erschütternden Handlung tiefe Einblicke in die russische Volksseele gewährt.

Naturgewalten. Von Helene Raff.

In die Hochalpen und ihre Vorberge hinein versetzt uns dieser Geschichtenband. Anschaulich werden uns die äußeren und inneren Mächte geschildert, die das Geschick der handelnden Personen bestimmen — die Naturmächte, die alt und ewig sind wie Geburt und Tod. Ein Hauch freier Lüfte weht aus diesem trefflichen Buche, der auf des Lesers Gefühl und Sinn erfrischend wirkt.

Die jüngste Miß Mowbray. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Auch in diesem Roman finden sich alle die Vorzüge vereinigt, denen die Verfasserin ihre große, noch immer wachsende Beliebtheit verdankt. Sie schildert darin aufs anmutigste die rührenden Schicksale eines unterdrückten Mädchens, denen der Leser mit steigender Teilnahme folgt.

Liebe Mädchen. Drei Novellen von Käthe Sturmfels.

Die durch ihre aufrüttelnden Schriften gegen die moderne Frauenbewegung rasch und weithin bekannt gewordene Verfasserin zeigt sich in den Novellen „Liebe Mädchen" als Darstellerin feiner, klarer Frauengestalten, die sich in gesellschaftlich exponierten Stellungen, wie sie das moderne Leben schafft, mit dem sicheren Takt und der Unverletzlichkeit echter Weiblichkeit zurechtzufinden wissen.

Meeresgold. Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.

Diese phantasievolle Abenteuergeschichte erhebt keinen andern Anspruch, als den Leser durch flott erzählte spannende Vorgänge zu fesseln und zu unterhalten. Das gelingt ihr aber auch aufs beste.

Eva, wo bist du? Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Der mit prachtvollem Humor erzählte Roman einer jungen Studentin; — lebensprühend, voll feinster Psychologie und starkem Spannungsreiz.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.

Eine ganz allerliebste Geschichte voll Geist und Humor. Der Versuch, jeden der vorkommenden Charaktere einem andern Autor zuzuweisen, ist geradezu glänzend gelungen.

Das goldene Schiff. Von Paul Oskar Höcker.

Der heiße Atem des modernen Sportfiebers geht durch diesen spannenden, figurenreichen Roman, der Höckers volle Meisterschaft über das glänzende Gesellschaftsmilieu und eine eindringliche psychologische Kunst verrät.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Diesem geist- und lebensprühenden Roman der berühmten Verfasserin von „Robert Elsmere" liegt das Ehescheidungsproblem zu Grunde, das die Engländer und Amerikaner gegenwärtig so sehr in Atem hält. In einer Reihe von bunten Bildern aus dem Gesellschaftsleben vermittelt uns das interessante, fesselnde Buch tiefe Einblicke in die angelsächsische Kulturwelt.

Gräfin Polly. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.

Man würde diesen Roman des auch als Dramatiker rühmlich bekannten Verfassers unterschätzen, wenn man ihn nur nach der spannenden Handlung beurteilen wollte. Rosenkrantz versteht es meisterhaft, uns die handelnden Personen, die offenbar nach dem Modell gezeichnet sind, durch seine hervorragende Darstellungskunst menschlich näher zu bringen.



